

Bezugspreis: Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2. Reichsmark voraus zahlen. Unter Kreuzband für Deutschland, Donsis Saar und Rheinland, Österreich, Litauen, Ungarn, 4.50 Reichsmark, für das übrige Ausland 5.50 Reichsmark pro Monat.

Der „Vorwärts“ mit der Sonntagsbeilage „Soll und Reiz“ mit „Stellung und Ringarten“ sowie der Beilage „Unterhaltung und Witz“ und Frauenbeilage „Frauenstimme“ erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 292-297.

Freitag, den 25. Dezember 1925

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Vertriebsbüro: Berlin SW. 68 - Postamt: Postfach 100, Postfach 100
und Postamt, Wallstr. 60; Distrikts-Geschäft, Postfach 100, Postfach 100

Anzeigenpreise:
Die aktualisierte Konkurrenzseite 50 Pfennig, Reklameweile 5.- Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ das festgedruckte Wort 25 Pfennig (außerhalb zwei festgedruckte Wörter, jedes weitere Wort 12 Pfennig. Stellenangebote das erste Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pfennig. Familienanzeigen für Abonnenten Seite 40 Pfennig.

Kosten für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Hauptpostamt, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, abgeben werden. Geöffnet von 9 1/2 Uhr früh bis 5 Uhr nachm.

Weihnachten der Not.

... und allen ein Wohlgefallen.“

Eine wunderbare Mär, die Kunde vom „Frieden auf Erden“ und „den Menschen ein Wohlgefallen“!

Sie klingt in jahrtausendalter Tradition über die Lande. Alljährlich wird sie in alten und neuen Weisen wiederholt. Gläubige Gemüter vergessen unter ihren Klängen vorübergehend des Tages Harm. Zweifelnde aber, und ihrer werden immer mehr, fragen mit steigender Eindringlichkeit: Wo ist der Friede auf Erden? Wo ist vor allem jenes Wohlgefallen, das allen Menschen in Sang und Liedern verheißen wurde und wird?

In ganz Europa leiden die Völker unter den Fernwirkungen des Weltkrieges. Ungeheure Werte an materiellen Gütern sind durch das Wüten entfesselter Leidenschaften und entfesselter Technik zerstört worden. Noch größer ist das Verlustkonto der seelischen Güter, des gegenseitigen Vertrauens, der gegenseitigen Hilfsbereitschaft. Fast sieben Jahre leben wir heute schon wieder im „Frieden“, der den Weltkrieg abgelöst hat. Aber welcher Friede ist das! Bei den Siegern wie bei den Besiegten die gleiche Unrast, die gleiche Wirtschaftsnot, fast dieselbe verzweifelte Hoffnungslosigkeit.

In Deutschland trocken Geschäfte und Unternehmungen zusammen, die man für unermessbar hielt. Die Zahl der Konturste wächst ins Ungeheure; die der Anträge auf Stellung unter (amtliche) Geschäftsaufsicht nicht minder. Betriebsstilllegungen erfolgen in bisher ungekannter Ausmaß. Millionen von Berufstätigen stehen auf der Straße, von ihrer Arbeitsstätte entlassen, ohne Aussicht auf baldige Wiederbeschäftigung. Das Nichtarbeitendürfen bedeutet für sie kein Ausspannen, kein Auffammeln neuer Kräfte zum Leben und zur Arbeit. Es bedeutet vielmehr drückende Sorge um den nächsten Tag, die nächste Woche, den nächsten Monat. Es bedeutet Furcht vor dem Nerven und des Selbstvertrauens, Verzweiflung oft und noch Schlimmeres. Die Chronik der Selbstmorde zeigt beängstigend wachsende Ziffern auf. Die soziale Not ergreift immer breitere Kreise.

Aber diese Erscheinungen sind nicht nur auf das besiegte Deutschland beschränkt. Auch in den Siegerländern ringt das arbeitende Volk um sein nacktes Leben. England, das verhältnismäßig am glimpflichsten durch den Weltkrieg kam, versucht vergebens, die seit dem Kriegsende andauernde Arbeitslosigkeit zu bannen. Mit Hilfe von Subsidien an seine Industrien bemüht es sich, der Wirtschaftsstockung und der Arbeitslosigkeit zu begegnen und gleichzeitig die festländische Konkurrenz unmöglich zu machen. In Frankreich spielt sich jetzt der Kampf um die entschwindende Währung ab, ein Kampf, den wir hierzulande in unserer Inflationszeit in allen seinen Schrecken und bis zur Reize kennen lernten. Auch Frankreich gehört zu den Siegerländern. Und der naive Glaube, daß „Deutschland alles bezahlen“ könnte und würde, ist dort vom „nationalen Block“ so lange genährt worden, bis die Erkenntnis der Wahrheit eine furchtbare Enttäuschung brachte.

Wohin man blickt in ganz Europa — nirgend ist jenes „Wohlgefallen“ zu finden, von dem die Weihnachtslagen melden. Nicht einmal der Friede ist gesichert. Noch starbt die Welt von Waffen, die neuer Vernichtung dienen sollen. Noch herrscht die brutale Gewalt, nicht nur im falschitischen Italien und in Horth-Ungarn, nicht nur in Syrien und Marokko, in Sowjetrußland und Rumänien.

Zwar hat jetzt der Völkerbund eine Abrüstungskonferenz berufen. Und wer wünschte nicht, das sie Erfolg hätte? Zwar haben die Verträge von Locarno einen neuen Weg zur „Befriedung“ Europas geöffnet. Aber der Friede ist noch nicht da, solange die Wirtschaftspolitik des staatslichen Egoismus die Zollschranken und Einfuhrsperren aufrechterhält, solange nicht über den National- und Nationalitätenstaaten hinweg ein einheitlicher Wirtschaftswille sich auswirken kann, der die Bedarfsgebiete versorgt aus den Ueberschüssen der anderen.

Ist ein solcher einheitlicher Wirtschaftswille möglich, jetzt möglich, da in jedem Lande noch die Wirtschaft das Monopol des Privatbesitzes darstellt? Da noch immer der Profit das treibende Element ist, nicht die Sorge um die Wohlfahrt der Mitmenschen? Freilich die kapitalistischen Interessen sind an keine Landesgrenzen gebunden. Ihre Träger reichen sich über alle Grenzschranken die Hand und den — Kurszettel, wenn die Möglichkeit besteht, dem investierten Kapital eine höhere Rente zu verschaffen. Aber diese internationale Verbrüderung kapitalistischer Interessenten geschieht nicht um der Wohlfahrt der Völker willen, sondern in erster Linie um die Steigerung der Zinsquote.

Noch besteht der Kampf aller gegen alle, nicht der Friede. Noch besteht das Ringen um Selbstbehauptung, wie bei den Nationen, so innerhalb der einzelnen Völker. Noch ist die „Wirtschaft“ auch im deutschen Staatsleben tonangebend. Die Millionen von Arbeitenden und Arbeitslosen, von Angestellten und Beamten zählen für die „Wirtschaft“ nur sehr bedingt mit, trotzdem oder gerade weil die Wirtschaft ohne dieses Heer der schaffenden Hände und Köpfe überhaupt nicht denkbar ist.

Die deutsche Reichsverfassung macht dem Reiche den Schutz der Arbeitskraft zur Pflicht, weil — wenigstens noch 1919 — damit der grundlegende Wert dieser Arbeitskraft für das Gedeihen des ganzen Volkes anerkannt werden sollte. Wie hat das Reich diese Pflicht bisher erfüllt? Was hat besonders die deutschnational geführte Regierung des letzten Jahres getan, um die Arbeitskraft zu schützen? Der Zolltarif und die Steuergesetze Schließens sind berechte Zeugen. Die Notlage der Reichsarbeiter und der Beamten spricht eine ebenso deutliche Sprache. Das Ergebnis dieser Politik sehen wir in der Wirtschaftskrise, die über das Land hereingebrochen ist, und in der furchtbar anschwellenden Ziffer der Arbeitslosigkeit mit all ihren Folgen...

Nein, weder Friede noch Wohlgefallen ist auf der Erde. Kein Weihnachtsfest kann sie heroorzaubern. Nur die eigene Arbeit des einzelnen Menschen und der Völker an sich selbst kann den Weg finden, der in eine frohlichere Zukunft führt. Nicht das tatenlose Hoffen auf einen Tag der Erfüllung, sondern das tatvolle Wirken an jedem Tage kann eine Aenderung bringen. Nicht entsagendes Schelten auf Untätigkeit anderer, sondern kraftvolles Fordern und eigenes Bollbringen.

Die demokratische Staatsform gestattet nicht das Jähern und Habern, sie verlangt ganze Menschen mit ganzem Willen. Sie bietet zwar auch Schlupfwinkel für Geister mit Schlafmühen, aber sie ist auch ein Tätigkeitsfeld für entschlossene und ihres Weges sichere Menschen der Arbeit. Zwar ist sie allein und für sich nicht das Ziel aller Wünsche, aber sie bietet den Arbeitenden die Möglichkeit, in der Zusammenfassung ihrer Kräfte Großes zu erstreben und zu erreichen. Schutz der Arbeitskraft — eine Verheißung der Verfassung. Was aber tatet Ihr alle im einzelnen, um dieser Verheißung lebendige Gestalt zu geben?

Freilich drückt die Sorge um das Heute und die nächste Zukunft manchen nieder. Aber auch in solchen trüben Zeiten soll niemand vergessen, daß in der Zusammenfassung der Kräfte, in der Organisation der Arbeiter und der Arbeit die beste, ja die einzige Gewähr steht, um den Anprall der Krisenzeit in ihren härtesten Stößen abzufangen.

Freilich nagt der Kummer um die Familie, um die Kinder am Herzen jedes Arbeitslosen doppelt stark. Aber gerade wenn er der Kinder gedenkt, so wird er für ihre Zukunft sorgen wollen auch in der schwersten Zeit. Selbstverständlich, daß das Reich als die Vertretung der Allgemeinheit die Pflicht hat, für die Milderung der Not zu sorgen; selbstverständlich auch, daß die politischen und wirtschaftlichen Organisationen der schaffenden Menschen das Reich immer wieder an seine Pflicht erinnern — aber ebenso sollte es sich von selbst verstehen, daß der einzelne auch in Zeiten der persönlichen Not den Kopf oben und das Herz auf dem richtigen Fleck behält: In Kameradschaft mit seinen Schicksals- und Notgenossen auszuharren im Kampfe um eine Gesellschaftsform, die weder Zwang noch Not kennt. Im Kampfe für den Sozialismus, der verwirklicht wird, was die Weihnachtsfrage verheißt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Auszuhalten trotz allem, denn: In Fahrten und in Nöten zeigt erst ein Volk sich recht!

Ein politischer Skandal.

Verleumdung der Sozialdemokratie mit untauglichen Mitteln.

Der „Tag“ sucht in seiner gestrigen Weihnachts-Nachtausgabe der Sozialdemokratie und dem Zentrum eine auszuzeichnen. Unter der fetten, rot unterstrichenen, dreispaltigen Balkenüberschrift „Ein politischer Skandal aufgedeckt“ behauptet er, die Sozialdemokratie und das Zentrum hätten „durch offizielles Schreiben den Generalsekretär des Völkerbundes erlucht, Angehörige der Partei als Mitglieder des Sekretariats auszuwählen, wenn Deutschland in den Völkerbund eingetreten ist“.

Wir sind für die Sozialdemokratische Partei ermächtigt, zu erklären, daß an dieser Schwindelmeldung kein Wort wahr ist. Auch für die Zentrumspartei dementiert, wie wir in den Abendstunden erfahren,

Reichsregierung und Erwerbslose.

Es ist Geld da!

Die geschäftsführende Reichsregierung kündigt plötzlich mit einigem Tamtam Notstandsaktionen „größten Stils“ an. Beim Haushalt des Arbeitsministers befindet sich aus dem letzten Etat ein Hundert-Millionen-Fonds, der kaum in Anspruch genommen worden sei. Er solle jetzt von Ländern und Gemeinden zwecks Einleitung größerer Notstandsarbeiten verwendet werden.

Die große Geste des Kumpfkabinetts Luther bekommt ein anderes Gesicht, wenn man sich an ihre bisherige Haltung zur Arbeitslosenfrage erinnert. Seit Monaten kämpft der Reichstag um die Erhöhung der Unterstützungssätze, seit Monaten bemüht sich die preussische Regierung um die Einleitung größerer Notstandsarbeiten. In beiden Fällen arbeitete die Reichsregierung mit der Parole: „Es ist kein Geld da!“ Die Aktion der preussischen Regierung scheiterte an dem Verhalten der Reichsregierung, die Erhöhung der Unterstützungssätze konnte aus demselben Grunde nur in ganz unzulänglichem Maße vorgenommen werden.

Aus der „Weihnachtsbotschaft“ der Regierung Luther geht hervor, daß es an dem bösen Willen des Kumpfkabinetts liegt, wenn bisher nichts weiter für die Erwerbslosen geschehen konnte. Sie beweist aber auch, wie recht die Sozialdemokratische Partei daran tat, als sie sich im Gegensatz von den bürgerlichen Parteien nicht von den Spiegelschereien des Kabinetts aufs Glatteis führen ließ, sondern auf ihren Forderungen bestand.

Ämtlich wird gemeldet: Entsprechend der Erklärung, die der Reichsarbeitsminister am 11. Dezember 1925 im Haushaltsausschuß des Reichstages bei der Beratung der zur Erwerbslosenfürsorge gestellten Anträge abgegeben

hat, und dem in der Volksversammlung des Reichstags am 12. Dezember 1925 einstimmig gefaßten Beschlüsse des Reichstags ist im Reichsarbeitsministerium ein Gesetzentwurf ausgearbeitet worden, der die Einbeziehung der höher bezahlten Angehörigen in die Erwerbslosenfürsorge bezweckt. Das Reichskabinett hat in seiner letzten Sitzung der Neuorganisation zugestimmt. Der Gesetzentwurf liegt bereits dem Reichsrat vor und wird dem Reichstag alsbald zur Beschlußfassung zugeleitet werden.

Nach einem ebenfalls dem Reichsrat bereits unterbreiteten Berordnungsentwurf sollen die Beiträge zur Erwerbslosenfürsorge grundsätzlich einheitlich für das Reichsgebiet bemessen werden und zum Teil in eine neu zu errichtende Reichsausgleichskasse fließen. Damit wird der in der Krisenzeit besonders nötige Ausgleich zwischen den unter- und überbelasteten Gebieten des Reiches herbeigeführt und das Beitragsaufkommen so vollständig wie möglich zur Deckung des Fürsorgeaufwandes herangezogen. Schließlich sollen im Berordnungswege die Befreiungen von der Beitragspflicht, die einen nicht vorhergesehenen außerordentlichen Umfang angenommen haben, nach Möglichkeit eingeschränkt werden.

So notwendig es ist, daß alles geschieht, um die Erwerbslosenfürsorge in geordnete Bahnen zu lenken, so bedenklich ist es doch, sich auf Verordnungen und Einzelgesetze zu beschränken. Was not tut, ist die reichsgesetzliche Einführung der Erwerbslosenversicherung in einer Form, die den Erwerbslosen die Gewähr gibt, vor dem Verhungern geschützt zu sein. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, nehmen sich die „Weihnachtsbotschaften“ des Kabinetts Luther eher wie Abfertigungsmandate als wie der erste Versuch einer erträglichen Lösung des Erwerbslosenproblems aus.

die heutige Morgenausgabe der „Germania“ die Falschmeldung des Hugenberg-Blattes.

In seinem Eifer, den Weimarer Koalitionsparteien ein aufzuhängen, ist der „Tag“ einem Schwindler aufgefessen, der ihm weismachte, in Genf seien ein halbes Duzend Posten mit je 1000 bis 2000 Schweizer Franken Monatsgehalt zu vergeben. Gewisse deutschnationale Kreise sehen eben, wie früher die Verwaltung des Böhmerlandes vom Standpunkt der Krippenjäger an. Sie können es gar nicht begreifen, daß die Politik von Locarno um sachlicher Gründe willen geführt worden ist, und vermuten hinter dieser die Tendenz, Börsen für Angehörige der Parteien zu ergattern, die Deutschland den Weg zur Gleichberechtigung im Völkerbunde mühsam gebahnt haben.

Wenn von einem „politischen Skandal“ in diesem Falle geredet werden darf, dann nur in bezug auf die Leute, die durch solche Schwindelmeldungen ganze Parteien als Krippenjägerorganisationen hinzustellen suchen.

Holsteiniana.

Neue Veröffentlichungen des „Berliner Tageblatts“.

Die Rechtsprelle schweigt noch immer zum Fall Holstein. Sie übt die Taktik des Sich-aus-schweigens mit bewundernswerter Konsequenz, die man von der deutschnationalen Politik her sonst nicht gerade gewöhnt ist. Sie scheint sich in Geduld zu fassen mit dem Troste: einmal wird es ja doch aufhören. Aber zunächst einmal hat es noch nicht aufgehört. Das „Berliner Tageblatt“ setzt seine Veröffentlichung von Holsteinischen Börsenbriefen fort, und da leise Zweifel geäußert wurden, ob die Briefe auch wirklich echt wären, veröffentlicht es gleichzeitig einige der Briefe im Faktimiledruck. Die neuen Veröffentlichungen zeigen, wie Holstein die ihm zustießenden Nachrichten über russische Anleiheverhandlungen, die Ereignisse in Marokko, Wittes Einwirkungen auf den Rubelkurs, über den italienisch-türkischen Konflikt usw. zu Spekulationszwecken ausgenutzt hat.

Ueber die Ausnutzung der Nachrichten über Wittes Einwirkung auf den Rubel unterrichtet folgender Brief:

(Somabend, 22. Juli 1892.)

Alle Nachrichten, die bel uns zusammenkommen, stimmen darin überein, daß die verschiedenen Anregungen zur Hauffe — Goldwährung usw. — alle von Witte ausgehen, der dem Rubel treiben will. Ich glaube, wenn wir mit Witte gehen, riskieren wir nicht viel.

Ich schlage deshalb vor, daß wir heute noch 400 Noten zu nehmen.

Gestern abend war Hamburg 214. — Haben Sie nicht auch den Eindruck, daß Witte seinen großen Coup in diesem Monat machen will?

Auf eine ähnliche Konjunktur kann man jahrelang warten.

Unsere Nachrichten aus Amerika sprechen von bevorstehendem Goldabfluß dorthin. Auch S. ist der Ansicht. — Aber das kann doch nicht in den nächsten Wochen schon wirken, und nicht auf Rubel, so wie die fliegen.

Weitere Briefe zeigen, wie sehr die Spekulation Holstein bestimmte. Lieft man die folgenden Briefe, so muß man fast annehmen, daß die Spekulation ihm über alles ging, daß sie der eigentliche Inhalt seines Lebens war:

(15. September 1899.)

Ich reise zunächst nicht, selbst falls das Wetter besser wird. — Nach so langem Warten den psychologischen Moment verpassen, das wäre zum Haaraustritzen.

(8. September 1901.)

Ich halte es für unrecht, jetzt mitten in der Konjunktur abzuschneiden und schlage deshalb vor, daß wir erst Donnerstag reisen. —

Ich werde, wenn ich nichts höre, Mittwoch um fünf kommen. — Mir kommt die Verzögerung auch schwer an, ich möchte mich gern etwas ausruhen. — Aber mitten in der Bewegung abreisen,

nachdem man elf Monate gewartet hat, nein. — Die Bewegung setzt langsam ein, aber die ist doch bemerkbar. —

(14. September 1901.)

Ich halte es für richtiger, erst Dienstag zu reisen. — Heute abend komme ich. —

Wenn ein berufsmäßiger Börsianer so schreiben würde, so wäre das verständlich — aber es ist ein Vortragender Rat im auswärtigen Amt, der wirkliche Leiter der deutschen Außenpolitik durch viele Jahre hindurch, der seine Dispositionen vom Gang seiner Börsenspekulationen abhängig macht.

Ob die Rechtsprelle nach Weihnachten die Sprache wieder finden wird? Das Sichtstellen ist aber auch mit Gefahren verbunden, und das hat die „Braunschweigische Staatszeitung“ erfahren. Sie hat sich ebenfalls tot gestellt. Sie weiß nichts von Holstein, nichts von den Veröffentlichungen des „Berliner Tageblatts“ — rein nichts. Dafür aber veröffentlichte sie in ihrem vermischten Nachrichten-Teil folgende Notiz:

„Cholerafälle in Rußland. Vertraulich aus guter Quelle wird gemeldet, daß an der Petersburger Börse stark verkauft wurde, weil Cholerafälle sich in russischen Ortschaften des Kaspiischen Meeres gezeigt haben. Man hält die Nachricht in Rußland noch möglichst geheim, weil sonst der Sultan sofort die Durchfahrt durch die Meerengen aus dem Schwarzen Meer verbieten läßt. Er fürchtet die Cholera mehr als alles andere. Die Getreideausfuhr wäre damit als lahmgelegt.“

Die Notiz ist gewiß interessant, aber nur etwas alt. Sie stammt aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und ist wortwörtlich ein Stück aus einem Briefe Holsteins an seinen Bankier. Man kann allerhand Schlüsse aus diesem kleinen Unfug ziehen. Zum Beispiel den: die Redaktion der „Braunschweigischen Staatszeitung“ hat gemeint, von den Veröffentlichungen des „Berliner Tageblatts“ Notiz nehmen zu sollen und hat Stücke daraus in Satz gegeben. Hinterher hat sie es vorgezogen, die allgemeine Taktik des Sichtstellens mitzumachen. Nun hat ihr ein technisches Versehen einen Streich gespielt, so daß ihr Schweigen um so blamabler erscheint. Der Leiter dieser Zeitung ist — nebenbei bemerkt — der frühere Leiter der „Zeit“ des Herrn Strefemann, Herr Heinz Goldammer.

Luther und der „Landesverrat“.

Er will nicht amnestieren.

Mehrere deutsche Friedensorganisationen waren bei dem Reichspräsidenten für die Begnadigung der „Landesverräter“ eingetreten, die gemäß des Abkommens der Botschafterkonferenz von Mitte November in Betracht kommt, und hatten darauf aufmerksam gemacht, daß allein im letzten Jahre 970 Jahre Zuchthaus wegen Landesverrat verhängt worden sind. Daraufhin hat Reichskanzler Dr. Luther in seiner Eigenschaft als stellvertretender Reichsminister der Justiz folgende Erklärung abgegeben:

Berlin, den 22. Dezember 1925.

Der Herr Reichspräsident hat die Eingabe vom 15. d. M. mir zur Prüfung und weiteren Verfügung zugeleitet. Auf Grund der Prüfung beehre ich mich das Folgende zu bemerken:

Die Frage, ob und in welchem Umfange hinsichtlich der von Gerichten des Reichs erkannten Strafen Anlaß zu Gnadenmaßnahmen aus allgemeinen Erwägungen hergeleitet sei, ist vor wenigen Monaten bei der Beratung des Reichsgesetzes über Straffreiheit vom 17. August d. J. geprüft und durch das Gesetz — soweit es sich um Strafen wegen Landesverrats handelt — für die Fälle bejaht worden, in denen die Tat durch öffentliche Bekanntmachung begangen ist. Für die in den allgemeinen Straferlass nicht einbezogenen Fälle kann die Frage, ob ein Einzelgnadenvermerk angebracht sei, nur nach den besonderen Verhältnissen des Falles beantwortet werden. Der Herr Reichspräsident hat von seinem Begnadigungsrecht auf meinen Vorschlag auch bei Verurteilungen wegen Landesverrats Gebrauch gemacht, wenn im

einzelnen Falle eine besondere Härte vorlag, oder in der Person des Verurteilten Gründe für eine Milderung der Strafe gegeben waren. Darüber hinaus im gegenwärtigen Zeitpunkt von Amts wegen weitere Gnadenverweise bei dem Herrn Reichspräsidenten zu befürworten, besteht kein Anlaß.

Inwiefern die völkerrechtlichen Abmachungen der letzten Zeit Anlaß zu weitergehenden Gnadenmaßnahmen zu geben geeignet sind, bildet den Gegenstand von Verhandlungen zwischen den vertragschließenden Mächten. Der Abschluß der Verhandlungen steht noch aus. — Ich stelle anheim, den in der Eingabe mitunterzeichneten Vereinigungen hiervon Nachricht zu geben.

Mit der Führung der Geschäfte beauftragt
gez. Dr. Luther,
Reichskanzler.

Die Antwort Luthers bedeutet eine Abfage. Das war auch nicht anders zu erwarten. Denn das Reichswehrministerium des Herrn Geßler hält es auch heute noch für angebracht, Landesverratsverfahren gegen Schriftsteller zu beantragen, die sich mit der schwarzen Reichswehr beschäftigen.

Es paßt durchaus in diesen Rahmen, wenn man erfährt, daß das Meineidsverfahren gegen Ehrhardt, der auch schuld daran ist, daß die Prinzessin Margarete von Hohenzollern-Dehringen wegen Meineids verurteilt wurde, eingestellt worden ist. Bisher vertrat der Staatsgerichtshof die Auffassung, daß es sich um ein gemeines Verbrechen handele. Wie es heißt, ist er jetzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß es sich um eine politische Angelegenheit handelte. Ehrhardt ist ja auch von Beruf und Neigung bloß Putzschiff!

Die des Fememordes verdächtigen Angehörigen der schwarzen Reichswehr, Oberleutnant Schulz und Genossen, die aus dem Landsberger Gefängnis auszubrechen versuchten, sind nach Berlin übergeführt worden.

Die Pariser Luftfahrtverhandlungen.

Kein Abbruch, sondern nur Weihnachtsferien.

Amlich wird gemeldet: Die Pariser Luftfahrtverhandlungen sind nicht, wie verschiedentlich gemeldet, abgebrochen, sondern vertagt worden. Sie werden am 6. Januar 1926 in einer Vollversammlung der Botschafterkonferenz wieder aufgenommen werden. Inzwischen werden die verschiedenen delegierten Gelegenheiten haben, ihren Regierungen über den bisherigen Verlauf der Verhandlungen zu berichten und weitere Weisungen einzuholen.

Auch die mit den allgemeinen Luftfahrtverhandlungen parallel laufenden besonderen Luftverkehrsverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich werden am 6. Januar fortgesetzt werden.

Verbilligung des Brotes?

Hamburg, 24. Dezember. (M.) Die Industrie- und Handelskammer in Altona hat eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet, die sich mit Vorschlägen zur Verbilligung des Brotes beschäftigt. Es wird darauf hingewiesen, daß nach Mitteilungen der größten Brotfabriken Hamburg-Altonas die Möglichkeit bestehe, den heutigen Brotpreis sofort wenigstens für das Gebiet der größeren Städte um fünf bis acht Prozent zu ermäßigen. Von dem Verband deutscher Brotfabriken in Hamburg wird die mögliche Preisermäßigung sogar mit acht bis zehn Prozent angegeben.

Zur Angelegenheit Rataja ist nachzutragen, daß der Untersuchungsausschuß einstimmig die kursive Bezahlung der Biedermannanleihen durch Dr. Rataja festgestellt und die Beschaffung staatlicher Zurechnungen an die Bank durch Rataja verneint hat. Das ändert natürlich nichts an der „Doppelregistrierung“ Rataja-Karie Schmidt. Das Rinderheutegutachten der Sozialdemokraten richtet sich dagegen, daß die Ausschuhmehrheit geglaubt hat, auch die Gewährung von Vorteilen an die Biedermannbank, deren Aktionär Rataja ist, durch den damaligen Finanzminister Rindböck verneinen zu sollen.

Weltweihnachten.

Von Paul Gutmann.

Ein Borgang, den ich dieser Tage im weihnachtlichen Treiben der Straße mitan sah, wird mir unvergeßlich bleiben. Eine ältere Proletarierfrau zog mit einem Lonnensbaumchen unterm Arm daher. Man merkte, daß ihr das Tragen dieser Last viel Mühe machte, aber zugleich war ihr müdes Antlitz von innen heraus wie von einem festlichen Glanz erhellt. Mehrere Knaben im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren, die bunte Schülermütze einer höheren Lehranstalt auf dem Kopf, stellten sich ihr laut lachend in den Weg und höhnten: „Du, die glaubst noch an Weihnachten. Die schleppst dich noch mit so'nem alten Weihnachtsbaum ab. Zu komisch!“ Dann lachten sie lachend davon, während der Frau die Tränen in die Augen traten.

Was geschah hier? Abgesehen davon, daß dieser Fall roher Verhöhnung wahrscheinlich vereinzelt ist, daß namentlich die Kindheit im allgemeinen von solcher Gefühlsarmut frei sein dürfte, beleuchtet der Borgang gleichnishaft zwei verschiedene Weiten. Der Baum, den jene Frau trug, ist für sie das Symbol eines reicheren, liebevolleren, sinnvolleren Daseins, als es der Alltag mit seinen Sorgen und Kämpfen ihr sein kann. Aus den Knaben sprach die herzlose Nüchternheit eines rein auf das Materielle gerichteten Bürgerhauses. Sie sind in ihrer jugendlichen Beschränktheit bereits Vertreter der Logik, jener seelenlosen, engbrüstigen, verkrüppelten Logik einer an ihrer Gottverlassenheit dahinsiechenden Gesellschaft. Es stimmt freilich logisch vollkommen, daß wir auch ohne festliches Leuchten, ohne Freude am Schenken leben können. Für den Herzlosen ist alles, was nicht seiner Selbstsucht entspricht, was über die Befreiung der eigenen Lebensgröße hinausgeht, verrückt oder komisch. Alles Gemeinheitsgefühl, alles was Menschen in einem Lebensziel, einer Hoffnung, einem Ideal vereint, ist für solche Egoisten ungreiflich. Weihnachten jedoch, erstellt, veräußert durch roh materialistische Sinnlichkeit, ist demnach das Ausleuchten einer Menschlichkeit, eines sozialen Empfindens, einmal im Jahr für die Weissen, auf ein paar Minuten, vielleicht auch nur auf Sekunden, ein Fest des Friedens, den die Logik als ein unnatürliches Ding zu leugnen sucht.

Es gibt etwas, was über alle Logik hinausgeht. Das ist die große Lehre, die wir aus dem Zusammenbruch Europas, dem Zusammenbruch des 19. Jahrhunderts, gelernt haben. Das verfloßene Jahrhundert, das Zeitalter eines heillosen technischen Aufschwungs, glaubte, daß der Verstand allein fähig ist, die Welt zu regieren. Zugleich mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften trat eine bürgerliche Weltanschauung auf, der zufolge Nacht und können alles, die Idee, der tiefere Sinn des Lebens nichts bedeutete.

Logisch war es, daß der Stärkere den Schwächeren auffraß; logisch, daß ein zügelloser Wettbewerb auf allen Märkten den Produzenten zum Tier erniedrigte; logisch, daß einer Kriegertaste, welche die erbten oder erbliehenen Reichtümer schützte, eine abgöttische Verehrung gezollt wurde. Der Prediger der Liebeslehre auf der Kanzel pries den Völkermord als eine gottgemollte Einrichtung. Der Kaufmann ließ sich als Genie loben, der brutal das Recht des Schwächeren mit Füßen trat. Der über das Volk gesetzte Richter fühlte sich als Beschützer von Tron und Altar.

Gerechtigkeit ist eine Idee. In jener Welt gab es nur Totsachen. Nochte Vertrauen, Ehrlichkeit, Menschenwürde zugrunde gehen, wenn die Gedächtnisse nur gefüllt waren, wenn dem logischen Ablauf nur Genüge geschah. Die Logik, jenes kalte leblose Gespenst, gleich jedem antiken Gott, der die eigene Brut verschlingt. Bringt Totschlag Vorteile, so geschleht es, daß der Totschläger von einem noch Stärkeren erschlagen wird. Das furchtbare Endergebnis jener indianerhaft rohen Denkweise ist die Vernichtung aller, der Untergang jeglicher Menschlichkeit und Gesittung.

Wer aus diesem Weltentwurf nicht gelernt hat, daß es jenseits der kalten logischen Welt noch Dinge gibt, die heilig, unantastbar und in ihrer ideellen Gefühlsphäre lebensbezeugend sind, der hat umsonst gelebt. Wer den Sozialismus nicht als eine Tatsache des Gefühls in sich erfahren hat, der gehört der vermodernen Welt von gestern an. In allen Dingen, die der Menschheit zu neuem Aufstieg dienen sollen, in Völkerverträgen, in Vereinbarungen von Nation zu Nation im internationalen Gedankenaustausch sozialistischer Verbände ist nicht allein Vernunft, sondern glüht ein Feuer, das göttlichen Ursprungs ist, nicht im Sinne einer Religion, sondern im Sinne einer Erhöhung des Daseins über das Tierische hinaus. Wenn die Festsitten aller Länder den Nord als das Naturgewollte hinstellen, so ist das nichts als die kalte logische Folgerung aus den Lehren eines Teiles der Tierwelt. Der Sinn, der darüber hinausstrebt, fühlt, daß Liebe und Friede unter den Menschen dasjenige Ziel sind, wohin die höhere unbewusste Natur uns drängt. Die Proletarierfrau, die zum Fest den Baum aus dem Wald in ihr armseliges Heim trägt, ist von jenem großen Geist erfüllt, der lehrt, daß alle Geschöpfe dieser Welt eines Ursprungs sind. Die grünen Zweige jenes Baumchens, die am Abend zur Zeit der Winterjonnennende von vielen Lichtern leuchten, sind ein Symbol jener Hoffnungsfreude, die noch im Herzen des Ausgestohlenen glüht.

Wir wollen wieder hoffen, uns mit anderen Menschen und Völkern in einem Ziel treffen, nicht vernunftgemäß das Leben als eine geschäftliche Rechnung anzusehen, wobei ängstlich Vorteil und Nachteil abgemessen werden, sondern die Freude des Schenkens, die Weihnachten seinen Sinn verleiht, soll unser Leben unter Menschen und Nationen zu einem Dasein voll Festlichkeit, Würde und Kultur emporheben.

Zweimal Weihnachten in einem Jahr. Die Ungenauigkeit in der Kalenderrechnung hat zu mancherlei Wertwürdigkeiten in den Daten der Feste geführt. Aber das Weihnachten in einem Jahr zweimal gefeiert wurde, ist wohl nur ein einzigesmal vorgekommen. Im Jahre 1751 wurde in England der Kalender neuen Stils eingeführt und dabei mußte für dieses Jahr der Weihnachtstag früher angelegt werden. Am Weihnachtstage des neuen Stils zogen nun nach alter Sitte viele Tausende mit Laternen und Kerzen aus, um den berühmten Dornbusch von Glastonbury zu besuchen, der am 24. Dezember von altersher Knospen trug und am ersten Weihnachtstag in voller Blüte stand. Diesmal aber hatte sich das Wunder nicht eingestellt, und so kamen die Leute zu der Ueberzeugung, daß der 25. Dezember neuen Stils nicht der richtige Weihnachtstag sein könne und daß die Veränderung des Kalenders eine Sünde sei. Man beschloß daher, überall in England den neuen Weihnachtstag nicht zu feiern, aus der Kirche fortzubleiben und wie gewöhnlich zu arbeiten. Die Erregung war so groß, daß es die Geistlichkeit für geraten hielt, obwohl ihnen das Gesetz befohl, den neuen Weihnachtstag zu begehen, das alte Datum ebenfalls noch zu berücksichtigen. Es wurde daher auch an dem späteren Termin Weihnachten gefeiert, und so kam es, daß ein einzigesmal zwei Weihnachtstage stattfanden. 1752 hatte sich die Aufregung gelegt, und Weihnachten wurde ohne Zwischenfälle an dem Datum des neuen Stils begangen.

Eine Kerchensheimer-Medaille. Zu Ehren des bekannten Pädagogen Georg Kerchensheimer in München hat das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht eine silberne Medaille gestiftet. Die von dem Bildhauer Alexander Oppler entworfene Medaille trägt auf der Vorderseite das Bild Kerchensheimers, auf der Rückseite die Inschrift: Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, für Verdienste um die Pädagogik.

Der Stein des Dschingis-Chan. Im Asiatischen Museum der Akademie der Wissenschaften in Leningrad ist jetzt der „Stein des Dschingis-Chan“ aufgestellt worden, das einzige vollständige Zeugnis der altmongolischen Schriftsprache. Dieser Steinblock ist zwei Meter hoch, und auf ihr sind die Halbdentaten des Hünke, des Herrführers und Kessens des Dschingis-Chan eingemeißelt. Die Tafel stammt aus dem Jahre 1225 und ist das einzige Zeugnis für die altmongolische Schriftsprache.

Arania-Vorträge. Theater. Mont. (7), Dienst. (8, 7), Mittw. (9), Freit. (5, 7); „Urwelt im Urwald“. — Dienst. (9), Mittw. (5, 7), Freit. (9), Sonnab. (3, 7), Sonn. (7); „Begegnung mit Schopenhauer“. — Sonnab. (9), Sonn. (5, 9); „Das Mirakel der Wölfe“. — Abends. Mont. (8), Dienst. (10), Mittw. (10), Freit. (8), Sonn. (8); „Das Land der tausend Freuden“. Dienst. (8); „Die neuesten Entdeckungen und Kunde im Königreich des Luthers“. — Freit. (7), Sonnab. (8), Sonn. (7); „Aus dem Reich der Oper“.

Erkennungsbücher der Woche. Dienstag. Deutsches Theater: „Rühmchen von Götterheim“. — Mittw. Kammertheater: „Lohrsta“. — Donnerstag. Staatsoper: „Im weißen Rösch“. — Freitag. Theater: „Waldemar“. — Samstag. Königlicher Oper: „Einem Jung will er sich machen“. Kleines Theater: „Bourgeois“. — Die Ruthe der göttlichen Liebe“.

Der Faschismus und Südtirol.

Eine offiziöse Erklärung.

Rom, 24. Dezember. (W.T.B.) Die Agenzia di Roma erklärt offiziell, daß in diplomatischen Kreisen die Verbreitung unrichtiger Meldungen über Südtirol in der österreichischen und deutschen Presse mit großer Aufmerksamkeit verfolgt werde. Es sei darin die Absicht gewisser Elemente jenseits der Grenzen zu erblicken, in den Stimmungen beider Länder Mißverständnisse zu sät. In diplomatischen Kreisen vertraue man, so heißt es in der Note weiter, daß dem Mißbrauch mit falschen Nachrichten künftig mit größerem Verantwortungsgefühl begegnet werde, da der Zweck dieser Nachrichten sei, die öffentliche Meinung in beiden Ländern einander zu entfremden und die wirtschaftliche Zusammenarbeit derselben zu verhindern.

Welche Meldungen der deutschen Presse über Südtirol sind „unrichtig“ gewesen? Uns ist nur ein einziges Dementi in letzter Zeit bekannt geworden, nämlich die Erklärung des italienischen Generalkonsulats in München, die sich gegen die Behauptung wandte, daß der Verkauf von Weihnachtsbäumen in Südtirol behördlich verboten worden sei. Aber gerade dieses Dementi war eine Lüge, denn das Verbot hatte bestanden und war erst nachträglich aufgehoben worden. Sonst ist bisher keine Meldung über Südtirol dementiert worden; und selbst wenn sie dementiert worden wären, dann würde jede Garantie dafür fehlen, daß das Dementi der Wahrheit entspricht. Ein Regime, das die unabhängige Presse vollständig unterdrückt hat und die Verbreitung unbezogener Nachrichten mit schweren Strafen bedroht, beweist damit, daß es die Wahrheit fürchtet und von der Lüge lebt. Deshalb verdienen grundsätzlich italienische Dementis keinen Glauben. Ueber „Verantwortungsgefühl“ mit jenem Mussolini zu streiten, der erst kürzlich den Gipfel der Verantwortungslosigkeit mit seiner berühmten Kriegserklärung erklommen hat, lehnen wir ab.

Südtirols Schicksal.

Die gefälschte Meldung des offiziellen „Impero“ über die Bildung einer neuen Provinz Südtirol mit Bozen als Hauptstadt wird in Rom bestritten. Dagegen führt der faschistische „Corriere Padano“ aus, daß sich die Südtiroler als Opfer und Bedrückte hinzustellen belieben. Um Nordtirol von Südtirol energisch zu scheiden, sei es notwendig, daß der Faschismus eintritt und ganz Südtirol faschistisch mache. Der Generalsekretär der faschistischen Partei, Ferrinacci, solle für die Südtiroler einen eigenen Kommissar bestellen, der mit Hilfe geschickter Leute, die der Landesitze und der Sprache kundig seien, die ganze Gegend faschistisch durchdringe.

Sieg Moskaus über Leningrad.

Der Parteitag der russischen kommunistischen Partei.

Moskau, 24. Dezember. (Meldung der Sowjet-Telegraphen-Agentur.) (W.T.B.) Der 14. Parteitag der russischen kommunistischen Partei nahm heute nach dreitägiger Debatte mit 559 gegen 6 Stimmen eine Entschliessung an, in der der Standpunkt des Zentralkomitees der Partei in sämtlichen außen- und innenpolitischen Fragen im Sinne der Ausführungen des Referats Stalin in allen Punkten gebilligt wird. Den Ausführungen Sinowjews über den Standpunkt der Mehrheit der Leningrader Delegierten schlossen sich u. a. Kamenew, Krupstaja, Sokolnikow an. Die Anschauungen der überwiegenden Mehrheit des Parteitages brachten Rykow, Tomski, Kalinin, Wocofschilow, Scharin und zahlreiche Provinzdelegierte zum Ausdruck, die den Kritikern des Zentralkomitees vorkwarfen, keine positiven Vorschläge gemacht und trotz der Beschuldigung der Mehrheit, sie unterschätze die Erstarkung der Großbauernschaft, keine Änderungsanträge zur Bauernpolitik der Partei gestellt zu haben. In der Entschliessung des kommunistischen Parteitages der Sowjetunion wurde die Politik des Zentralkomitees, der die Festigung der internationalen Lage der Sowjetunion, ihr wirtschaftlicher Aufschwung und die Erstarkung sozialistischer und wirtschaftlicher Elemente zu verankern ist, in vollem Umfange gutgeheißen. Hinsichtlich der Getreideaufbringung und der Possibilität der Handelsbilanz sind jedoch Fehler begangen worden, welche die Stabilität der Wolwa gefährden können. Deshalb heißt der Parteitag den kürzlich erfolgten Parteibeschluß über die Erzielung einer aktiven Bilanz gut.

Das ablehnende Verhalten gegenüber dem Völkerbund und Locarno wird vollkommen bekräftigt, wobei Locarno die Reuauflösung der Kräfte für einen künftigen Krieg genannt wird. Das Zentralkomitee ist beauftragt, eine Politik des Friedens zu führen, die der gesamten Außenpolitik zugrunde liegen und die internationalen Handlungen der Sowjetregierung bestimmen muß. Die militärische Verteidigungskraft der Sowjetunion muß gewahrt und gesteigert werden. Die Unveränderlichkeit des Außenhandelsmonopols und die Notwendigkeit der Industrialisierung der Sowjetunion werden als die Voraussetzungen für die Sicherung der wirtschaftlichen Selbstständigkeit der Sowjetunion bestätigt.

Die Schritte des sozialistischen Aufbaus der Union, der sich auf den sozialistischen Charakter der verstaatlichten Industrie und die Kooperation der Bauernschaft stützt, wird getadelt. Anerkannt wird die Richtigkeit der Bauernpolitik der Partei, die auf das Bündnis des Proletariats und der armen Bauernschaft mit der mittleren Bauernschaft eingestellt ist zum Zweck der Eindämmung der wirtschaftlichen Ausbreitung der Großbauernschaft. Die Unterschätzung der Erstarkung der Großbauernschaft wie die Verneinung der ausschlaggebenden Bedeutung der mittleren Bauernschaft werden mit besonderer Betonung der letzteren, welche die Bauernpolitik der Partei meistere und gefährde, getadelt. Der Parteitag warnt vor übertriebener Ausdehnung der Mitgliedschaft der Partei auf halbproletarische Elemente. Er billigt die Politik des Zentralkomitees, die es auf eine offene Aussprache mit einigen Führern der Parteiorganisationen in Leningrad und ihren einzelnen Gesinnungsgenossen innerhalb des Zentralkomitees nicht ankommen ließ und die Ausrottung der Meinungsverschiedenheiten auf internem Wege unter Wahrung der Einheitlichkeit der Parteiführung anstrebte.

Der russische Kurs.

Die „Rote Fahne“ bejammert unseren „ignoranten Tiefsinn“.

Wir stellen gestern fest, daß die Stellung der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten zum Völkerbund sich gewandelt habe. Die „Rote Fahne“ meint dazu, der „Vorwärts“ verstände die einschlägigen Dinge nicht: zum Beispiel nicht den Unterschied zwischen dem Eintritt in den Völkerbund und der Teilnahme an einer Vorbereitungs-Konferenz des Völkerbundes. Vielleicht verliert die „Rote Fahne“ etwas noch Einfacheres zu begreifen: den Unterschied nämlich zwischen der Haltung der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten zum Völkerbunde vor drei, vor vier Jahren und von heute.

Der preußische Haushaltsplan für 1926

Der Gesamtetat balanciert mit 3,322 Milliarden Mark

Das Staatsministerium hat den Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1926 genehmigt und dem Staatsrat zur verfassungsmäßigen gutachtlichen Beurteilung zugehen lassen. Der Amtliche Preussische Pressedienst gibt die wichtigsten Einzelheiten bekannt:

Für das Rechnungsjahr 1926 sind veranschlagt:

die laufenden Einnahmen	3 144 Millionen Mark
die einmaligen Einnahmen	178
die Einnahmen zusammen	3 322 Millionen Mark
die dauernden Ausgaben	3 032 Millionen Mark
die einmaligen Ausgaben	290
die Ausgaben zusammen	3 322 Millionen Mark

Entsprechend dem bisher geübten Verfahren sind die Einnahmen aus den Ueberweisungen der Reichseinkommen- und Körperschaftsteuer nach den Ansätzen im Reichshaushalt für das Jahr 1926 bemessen. Das Gesamtaufkommen an Einkommen- und Körperschaftsteuer ist im Reich für das Rechnungsjahr 1926 auf insgesamt 2 350 000 000 M. angesetzt. Ob diese den preussischen Vorschlag des Vorjahres um 100 000 000 M. übersteigende Schätzung des Reiches tatsächlich erreicht werden wird, erscheint allerdings mit Rücksicht auf die inzwischen eingetretene erhebliche Steuerermäßigung zweifelhaft. Ein etwaiges Zurückbleiben des Gesamtaufkommens hinter der Schätzung des Reiches würde aber für den Haushalt der Länder ohne Bedeutung sein, weil die in dem Gesetz über Veränderungen des Finanzausgleichs zwischen Reich, Ländern und Gemeinden festgesetzte Garantiesumme einem geringeren Aufkommen entspricht, denn es ist den Ländern und Gemeinden (Gemeindeverbände) ein Anteil von 2100 Millionen M. an der Einkommen-, Körperschafts- und Umsatzsteuer für 1926 garantiert. Der Anteil an der Umsatzsteuer ist hierbei nach einem garantierten Gesamtaufkommen von 1500 Millionen zu berechnen und beläuft sich somit auf 450 Millionen Mark (30 Proz. von 1500 Millionen Mark). Der garantierte Anteil an der Einkommen- und Körperschaftsteuer beträgt also 1 650 Millionen Mark und entspricht bei einer 75prozentigen Beteiligung der Länder und Gemeinden einem Gesamtaufkommen von 2200 Millionen Mark. Selbst wenn aber die Schätzung des Reiches erreicht wird, muß die Gesamtsumme der preussischen Anteile an der Reichseinkommen- und Körperschaftsteuer im nächsten Rechnungsjahr gegenüber dem laufenden Jahr deshalb geringer bleiben, weil die auf Grund des Gesetzes über Veränderungen des Finanzausgleichs am 1. Oktober 1925 eingetretene Kürzung des Anteils der Länder und Gemeinden an der Einkommen- und Körperschaftsteuer von 90 auf 75 Proz. des Aufkommens sich für 1926 auf das ganze Rechnungsjahr erstreckt. Infolgedessen wird auch der nach Abzug der den Gemeinden und Gemeindeverbänden zuzehenden, bisher nur durchlaufenden Beträge sich ergebende reine Landesanteil an der Einkommen- und Körperschaftsteuer

hinter dem des Vorjahres zurückbleiben.

Da der prozentuale Anteil der Gemeinden und Gemeindeverbände am Landesanteil gegenüber dem Vorjahr unverändert ist, entsprechend der gesetzlichen Regelung betragen die Anteile der Gemeinden 45 Proz. des Landesanteils, und die Dotationen an die Provinzen (Bezirksverbände) und Landkreise zur Erfüllung bestimmter Aufgaben 10 Proz. des dem Staate für eigene Zwecke verbleibenden Anteils.

Das Aufkommen an Umsatzsteuer schätzt das Reich entsprechend dem voraussichtlichen Rückgang dieser Steuer für das Rechnungsjahr 1926 auf 1350 Millionen Mark, bei dem Ansatze für den preussischen Haushalt ist aber entsprechend der Garantie des Reichs von einem Gesamtaufkommen von 1500 Millionen Mark, wie im Vorjahre, auszugehen. Die prozentuale Beteiligung der Länder und Gemeinden an der Umsatzsteuer wird für das Rechnungsjahr 1926 etwas höher sein als im Vorjahre. Während im Vorjahre der Anteil der Länder und Gemeinden für die erste Hälfte 20 Proz. und für die zweite Hälfte 25 Proz. betragen, sind Länder und Gemeinden für das ganze Rechnungsjahr 1926 mit 30 Proz. an der Umsatzsteuer beteiligt.

Der reine Landesanteil an der Umsatzsteuer wird sich auch deshalb gegenüber dem Vorjahr erhöhen, weil durch das Gesetz zur Veränderung des preussischen Ausführungsgesetzes zum Finanzausgleichsgesetze vom 27. November 1925 der Anteil der Gemeinden an der Umsatzsteuer seit dem 1. Oktober 1925 von 60 auf 55 Proz. des

Landesanteils vermindert ist. Gleichwohl reichen die für den reinen Staatsanteil an der Umsatzsteuer aus diesen Verbesserungen im Rechnungsjahr 1926 sich ergebenden Mehreinnahmen nicht aus, um die Mindereinnahmen auszugleichen, die sich für den reinen Staatsanteil an der Einkommen- und Körperschaftsteuer — selbst bei Annahme eines Gesamtaufkommens von 2350 Millionen im Reich — gegenüber dem Vorjahr ergeben werden.

Die Kraftfahrzeug- und Kennzeichensteuer sind entsprechend den Ansätzen des Reiches abzüglich je 4 Proz. dem Reich zustehender Verwaltungskosten eingezogen. Hierbei bleibt zu berücksichtigen, daß die Kraftfahrzeugsteuer nur einen Durchlaufposten darstellt; sie ist gemäß § 3 des preussischen Ausführungsgesetzes zum Finanzausgleichsgesetz zu Zwecken der öffentlich-rechtlichen Begegnung der Provinzen in voller Höhe zu übernehmen. Der Antrag am Ertrage der Kennzeichensteuer, von dem zwei Drittel zu Zwecken der Pferdezucht verwendet werden sollen, ergibt keine Mehreinnahme gegenüber dem Vorjahr.

Was die preussischen Steuern und die sonstigen Einnahmen der preussischen Verwaltungen betrifft, so sind die Stempelsteuer, die Steuern vom Gewerbebetriebe im Umherziehen und die vorläufige Steuer vom Grundvermögen nach dem tatsächlichen Aufkommen in den abgelaufenen Monaten des Rechnungsjahres 1925 bemessen; das gleiche gilt von den Einnahmen der einzelnen Verwaltungen für das Rechnungsjahr 1926, obwohl es zweifelhaft erscheint, ob diese Beträge im folgenden Rechnungsjahre bei der ungeklärten Wirtschaftslage erreicht werden. Trotzdem (sonach die Einnahmen mit ihren voraussichtlich höchstmöglichen Erträgen eingezogen sind, wird das Gleichgewicht des Staatshaushalts nur dadurch erreicht, daß bei der Bemessung des Anjages der Hauszinssteuer (Gebäudeverschuldungssteuer) von der in dem vorliegenden Gesetzentwurf, betr. die Gebäudeverschuldungssteuer, vorgesehenen Regelung ausgegangen ist.

Der Ausgabebedarf.

Bei Bemessung des Ausgabebedarfes ist die durch die Gesamtlage gebotene äußerste Zurückhaltung geübt worden. Ausgaben für neue Aufgaben sind zurückgestellt, der Bedarf für die bisher vom Staate erfüllten Aufgaben und die eigentlichen Verwaltungsaufgaben auf das unbedingt notwendige Maß herabgesetzt.

Neue Beamtenstellen sind nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen zugestanden worden.

Höherstellungen von Beamtenstellen sind grundsätzlich abgelehnt worden. Die Zahl der beamteten und nicht-beamteten Hilfskräfte ist nach Möglichkeit herabgemindert worden.

Der Bedarf an jährlichen Ausgaben ist im allgemeinen, insbesondere soweit die Fonds für Geschäftsbedürfnisse, Reisekosten, Umzugskosten sowie die Dispositions- und sonstigen Erwerbsfonds in Frage kommen, nach den Ausgaben des Jahres 1924 errechnet. In gewissem Umfange mußte allerdings den gegenüber dem Preisstand des Jahres 1924 eingetretenen veränderten Verhältnissen Rechnung getragen werden.

In seiner äußeren Gestaltung hat der preussische Haushaltsplan keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Dagegen sind dem Vorbericht zum Haushaltsplan umfangreiche Ueberprüfungen beigegeben worden, in denen die auf die einzelnen Verwaltungszweige entfallenden Einnahmen und Ausgaben zusammenfassend dargestellt worden, so daß aus ihnen ohne weiteres ersehen werden kann, wieviel der einzelne Verwaltungszweig dem Staate kostet oder welchen Nutzen er ihm bringt. Dabei sind den Beträgen für 1926 diejenigen nach den Haushaltsplänen für die Rechnungsjahre 1925 und 1913 gegenübergestellt.

Verwaltungsübersicht.

Von besonders interessanten Einzelheiten sei noch erwähnt, daß die Uebersicht folgender großer Verwaltungszweige wie folgt veranschlagt sind:

Domänenverwaltung	10 608 000 M.
Forstverwaltung	70 071 000
Lotterieverwaltung	6 091 600
Ministerverwaltung	1 483 500
Reichs- u. Staatsanzeiger (50 Proz. des Reinertrags, der mit dem Reich geteilt wird)	1 277 150
Allgemeine Finanzverwaltung	1 224 835 000

1921 betrachtete die Regierung der Vereinigten Staaten den Völkerbund als „tot“. Ihr Staatssekretär verles seine Notizen in die Papiertafel des Weißen Hauses, wo er amtierte. Der Völkerbund existierte nicht für die Vereinigten Staaten. Jede Beteiligung an seinen Kommissionen und Beratungen lehnten sie ab. Sie dachten nicht daran, dem Weltgerichtshof beizutreten; sie luden zu einer Abrüstungskonferenz nach Washington ein, auch mit dem Hintergedanken, den Völkerbund zu sabotieren. Etwa 1922 begann die Washingtoner Regierung aber die Notizen des Völkerbundes zu beantworten. Seit 1923 entsendet sie Delegierte in Konferenzen, die der Völkerbund veranstaltet und läßt ihre Staatsangehörigen in Kommissionen des Völkerbundes arbeiten. Ende 1925 ist Amerika bereit, in der Abrüstungskonferenz mit dem Völkerbunde mitzuarbeiten, obgleich sie vom Völkerbundsrat einberufen ist. 1926 wird Amerika aller Voraussicht nach dem Internationalen Gerichtshof im Haag beitreten, obgleich seine Richter vom Völkerbund gewählt werden. Langsam aber sicher wächst Amerika in den Völkerbund hinein.

Genau das gleiche gilt für die Sowjetunion. Den Völkerbundskommissar für die Kriegsgefangenen, Ranzen, wollte sie nicht hereinlassen. In der ersten großen Hungersnot nach dem Weltkrieg wollte sie vom Völkerbund sich nicht helfen lassen. Die Sowjetunion überzeugte sich schließlich, daß Ranzen als Menschenfreund dem russischen Land zu helfen käme. Erst verstaute die Sowjetunion den Völkerbund als „Kügelchen“ der kapitalistischen Hölle. Damals betrachtete sie ihn wirklich noch als „Feind“. Dann ließ sie sich von ihm helfen und seitdem arbeitet sie mehr und mehr an Völkerbundveranstaltungen mit. Vertreter der Sowjetunion nehmen an den internationalen Facharbeiten teil, die der Völkerbund veranstaltet. Nächst übergeh sie Notizen und Anfragen des Völkerbundes mit Hohn und Spott. Dann beantwortete sie sachlich, so sachlich, wie nur irgendeine andere kapitalistische Regierung (so z. B. den Garantiepakt des Völkerbundes von 1922). Die Sowjetunion hat bereits einmal an Abrüstungsverhandlungen des Völkerbundes teilgenommen. Allem Anschein nach plant sie auch jetzt nicht die Vorbereitung der Abrüstungskonferenz zu sabotieren, die in der Hand des Völkerbundes liegt. Unaufrichtig, wie die Vereinigten Staaten, unaufrichtig, wie übrigens auch Deutschland, nur langsamer, wächst die Sowjetunion in den Völkerbund hinein, wird der Völkerbund zu einem Mittel ihrer

Politik, wird sie selbst zu einem Objekt der Friedenspolitik des Völkerbundes.

Die Außenpolitik der Sowjetunion befindet sich in einer schweren Krise. Als Kommunist erklärt Tschitscherin der „Roten Fahne“, der Völkerbund sei der Feind. Der Außenminister der Sowjetunion Tschitscherin sagt zu „Europa“ nichts dergleichen. Die Komintern mag die Balze der Weltrevolution noch weiterhin abzuwehren. Die Sowjetunion erklärt durch ihre Volkskörper, sie sei zur Mitarbeit „an jedem wahren internationalen Friedenswerk bereit“.

Tschitscherin sieht die Klippen. Er weiß, die Sowjetunion wird scheitern, wenn sie den Kurs gegen die Felsenriffe der wirklichen Welt feuert. Deshalb vermeidet Tschitscherin die außenpolitischen Debatten des Parteitages. Deshalb ist er zu spät von Paris nach Berlin abgefahren, deshalb hält er sich in Kowno auf. Morgen erst trifft er in Moskau ein, weil gestern die Diskussion über die Außenpolitik zu Ende ging.

Der Kapitän des russischen Staatschiffes wollte sich nicht von Schwämmern den Kurs auf die Felsenriffe aufreden lassen. Tschitscherin spürte die Wucht, die sich in den Gedanken der zweiten Internationale und des Völkerbundes verkörpern. Wenn er vor drei Tagen noch der „Roten Fahne“ gegenüber den Völkerbund als Feind erklärte, dann ist das eine kommunistische Rückzugsanode. Der Außenkommissar der Sowjetunion weiß, daß es kein Entinnen gibt vor der wahren Internationale, die auch den russischen Nationalismus zur Strecke bringen wird.

Amerikas Abrüstungsdelegierte.

Washington, 24. Dezember. (W.T.B.) Es verläutet, daß der amerikanische Gesandte in Bern die Vereinigten Staaten auf der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes vertreten werde. Als Delegierte für die Hauptkonferenz kämen Root, Underwood, Oberst House und Borah in Betracht.

Noch kein Waffenstillstand in Syrien? Wie Hanas erzählt, ist eine amtliche Bestätigung der in der englisch-amerikanischen Presse erschienenen Meldungen, wonach die Journale einen Waffenstillstand mit den Drusen abgeschlossen haben soll, in Paris nicht eingetroffen.

Gewerkschaftsbewegung

Kapitalistische Weihnachten.

Mehr als 150 000 Arbeitslose werden allein in Berlin diese Weihnachten „feiern“. Im ganzen Reich dürfte die Zahl der Arbeitslosen an 2 Millionen sein.

Zu diesen zwei Millionen, die mit ihren Familien auf die farge Erwerbslosenunterstützung angewiesen sind, soweit sie überhaupt eine Unterstützung bekommen, gesellen sich noch die Hunderttausende, die verkürzt arbeiten, deren Einkommen also nicht ausreicht, um des Lebens Notdurft zu befriedigen.

Zu diesen Millionen sind noch zu zählen die Arbeiter, die auf acht oder vierzehn Tage oder noch länger — ausgerechnet zu Weihnachten — in „Ferien“ geschickt wurden, weil die Unternehmer die Kapitalisten verbaut und verarmt haben, so daß es ihnen an Betriebskapital mangelt.

Nicht genug damit, haben die Unternehmer in einer ganzen Anzahl von Orten und Berufen die Tarifverträge gekündigt, mit der ausgesprochenen Absicht, neue Verträge nur mit erheblich verminderten Löhnen abzuschließen. So feiern unsere Kapitalisten das Fest der Liebe, das allen ein Wohlgefallen sein soll.

Sie haben jahrelang in kurzfristigem Egoismus gewirtschaftet. Sie haben mit Hilfe der Inflation alle kleinen Sparer und Rentner enteignet und die Arbeiter um ihre Löhne betrogen. Nun legen sie auf den von ihnen gehämerten Reichtümern fest und wissen nicht, was sie damit beginnen sollen. Es fehlt an Kaufkraft, es fehlt vor allem an Betriebskapital. Nun versuchen sie wieder, sich an den Arbeitern schadlos zu halten.

Man kann sich schwer einen besseren Anschauungsunterricht für die Verderblichkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems vorstellen. Ein System, das von einer Krise in die andere taumelt, das mit den aufgespeicherten Reichtümern nicht zu wirtschaften versteht, das Millionen zu Not und Elend verdammt, ein solches System bricht über sich selbst den Stab.

Die Arbeiterschaft ist nicht gewillt, diese kapitalistischen Weihnachten als unabänderliche Notwendigkeit hinzunehmen. Sie ist nicht gewillt, sich dem Lohndruck zu fügen. Sie ist entschlossen, kraft ihrer gewerkschaftlichen Organisation den Kampf aufzunehmen und die Kapitalisten zur Vernunft zu zwingen.

Aus diesen kapitalistischen Hungerweihnachten schöpft die Arbeiterklasse aber auch die Kraft, für den Sozialismus und den Kampf aufzunehmen. Ungebrochen lebt in der Arbeiterklasse der Gedanke der Solidarität. Während die auf ihrem Ueberfluth sitzenden Kapitalisten die Arbeiter kurzfristig und kaltherzig der Not überantworten, geben die Arbeiter von ihrem fargen Lohn ihr Scherlein ab, um ihren arbeitslosen Brüdern und Schwestern eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Das Elend, das die kapitalistische Wirtschaft über die Arbeiterschaft gebracht hat, ist riesengroß. Groß und schön ist aber auch die Solidarität, die sich in den Weihnachtsfeiern der Gewerkschaften befindet. Diese Solidarität wird uns helfen, die schweren Zeiten der kapitalistischen Not zu überwinden und schließlich dem Sozialismus zum Siege zu verhelfen, auf daß wirklich allen Menschen auf Erden ein Wohlgefallen sei!

Ein Attentat auf die Knappschaftspensionäre.

Aus dem Beirat des Zentralverbandes der Arbeitsinvaliden m. a. uns geschrieben:

Nachdem das Gerücht der Provinziallandtagswahlen in Preußen verlautet ist, muß die gesamte Arbeiterschaft die Vorgänge auf dem Gebiete der Sozialpolitik mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgen. Gerade auf diesem Boden wird der Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern in den nächsten Monaten ausgefochten werden, da ja in der Steuer- und Zollfrage die Unternehmerschaft ihre Beute bereits in Sicherheit hat. Besonders wird der Kampf um den Abänderungsentwurf für das Reichsknappschaftsgesetz gehen, das von der Reichsregierung in einer Vorlage dem Reichstag zugegangen ist und in den nächsten Wochen zur Verhandlung kommt. Wir beschäftigen uns daher etwas näher mit dessen Bestimmungen.

Längst sind die Zeiten verraucht, in denen der Romantiker Eichenborff vom Bergmann sang, daß er der Herr der Erde sei. Heute ist der Bergmann dem dunklen, unsichtbaren Ungeheuer, der Schwerindustrie, ausgeliefert, für deren goldene Profite er in den Schacht taucht, um ihn entweder als gedrogener Preis, abgebaut, als Krupp oder Loter, ein Opfer der Profitgier ausbeutungswilliger Unternehmer, zu verlassen.

Aus dem einst abseits vom Klassenkampfe stehenden, in Bergknappentradition sich hüllenden Bergmann ist ein moderner Proletarier geworden, der mit an erster Stelle gegen den Kapitalismus kämpft. Was Wunder, daß die Bergwerksbesitzer nur noch wenig Freude an ihren einst mit schönen Redensarten und nationalen Feiern gehätschelten „Lieblingen“ haben.

Jornig muß der Bergmann jetzt sehen, wie man einen Schacht nach dem anderen schließt, um irgendwo in der Ferne einen neuen zu teufen, wie die Preise der Mineralien steigen, wie aber sein Lohn, angeblich „um konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt zu bleiben“, sinkt. Um die Produktionskosten niedriger zu gestalten, führen die Unternehmer außerdem einen Kampf zur rücksichtslosen Vernichtung der unter dem Druck der Revolution geschaffenen neuen Knappschaftsversicherung.

Waren bis dahin die einzelnen Knappschaftsgebiete von einander unabhängige Gebilde in Verwaltung und Leistung, so schuf das vorläufige Reichsknappschaftsgesetz eine gründliche Neuregelung. Das Gesetz schuf eine Knappschaftsversicherungsversicherung, die musterhaftig ist im Vergleich zu den Verhältnissen, die einen invalid werdenden Industriearbeiter erwarten.

Um einiges über die Art der Neuregelung zu sagen. Dem Bergknappen, der 50 Jahre alt wird und der mindestens 25 Jahre in

der Knappschaftsversicherung war, wird, wenn er 15 Jahre wesentlich bergmännische Arbeit verrichtet hat, eine Pension gezahlt, auch dann, wenn er nicht invalide ist. Bedingung ist nur, daß er nicht mehr die qualifizierte Arbeit verrichtet, die er bis zu seinem 50. Jahre leistete. Die Pension beträgt 40 Proz. des Häuerdurchschnittslohnes. Ein Bergmann bekommt also eine Pension von 60 M. monatlich, wenn der Häuerdurchschnittslohn pro Schicht 6 M. beträgt. Die Pension steigt im Gegenzug zu den Unfallrenten, mit den steigenden Häuerlöhnen.

Diese außerordentlichen Verbesserungen des Reichsknappschaftsgesetzes wollen die Kohlenbarone wieder zunichte machen. Sie haben saubere Pläne gesponnen und rechnen dabei auf die Unterstützung sämtlicher bürgerlicher Parteien. Borerst soll das Alter, das zum „Genuß“ der Pension berechtigt, von 50 auf 55 Jahre heraufgesetzt werden — also ein Lebensalter, das ein Bergmann durchschnittlich nicht erreicht. Ferner will man den Bezug der Rente von einer dreißigjährigen Mitgliedschaft abhängig machen. Um dem allem die Krone aufzusetzen, soll dann statt der bisherigen 40 Proz. des Häuerdurchschnittslohnes nur noch 24 Proz. des Häuerdurchschnittslohnes nur noch 24 Proz. derselben gezahlt werden sollen. Bis jetzt konnte ein Knappschaftspensionär noch leichte Arbeit auf der Grube verrichten. Nach dem Regierungsentwurf soll in einem solchen Falle die Rente ruhen. Also hinaus aufs Pflaster. Ferner soll allen Altpensionären, die noch nicht 55 Jahre alt sind, die bislang geleistete Pension entzogen werden.

Knappschaftspensionäre erhielten für ihre Kinder bis zu 10 Proz. ihrer Pension pro Kind als Zulassungspension. Nach dem neuen Entwurf soll dieses Kindergeld in Begliff kommen, wenn das Kind täglich bereits eine Mark verdient.

Ferner sieht der Entwurf vor, daß in Zukunft die gesamte Unfallrente auf die Pension angerechnet werden kann. Bislang ist es so, daß Unfallrente und Pension zusammen nicht höher als der Jahresarbeitsverdienst sein dürfen. Die oben angeführten Abänderungen gelten auch für Witwen und Waisen von Unfallverletzten, denen die Pension nach der Neuregelung genommen werden kann.

Schon das vorläufige Reichsknappschaftsgesetz schrieb vor, daß denjenigen, die länger als 25 Jahre Beiträge geleistet haben, ein Steigerungssatz gewährt werden sollte. Das ist bisher sabotiert worden. — Nun will man durch den Regierungsentwurf ein Pflaster auf die schmerzenden Wunden legen, die der Entwurf schlägt. Es sollen von den Beiträgen, die nach dem 25. Beitragsjahr geleistet wurden, 4 Proz. als Steigerungssatz angerechnet werden, so daß ein Bergmann mit dem 65. Jahre in den Besitz einer Pension von 40 Proz. des Häuerdurchschnittslohnes kommen würde, die er nach der bisherigen Regelung bereits vom 50. Lebensjahre auf Antrag erhält.

Ein weiteres Pflasterchen ist die Wiedergewährung der Familienbeihilfe. Wahrscheinlich, die Bergknappen sollen diese Einrichtungen, Steigerungssätze und Familienhilfe, recht teuer, mit dem Verluste der halben Pension bezahlen. Es dürften nur noch die wenigsten in den Besitz einer Knappschaftspension kommen.

Damit die Regierung, die sichtlich eine von den Gruben-gewaltigen bestellte Arbeit gemacht hat, auch ihre Vorlage begründen kann, haben die Knappschaftsvereine bereits begonnen, die alte Regelung zu sabotieren. Sie rechnen sich jetzt alle zu den „notleidenden“ Knappschaftsvereinen, um zu erörtern, daß die bisher gewährten Pensionssätze für sie finanziell „untragbar“ seien. Die Arbeiterschaft kennt diese Weise und den Text, sie kennt auch die Herren Verfasser. Waren es nicht die Kohlenbarone unter Führung von Stinnes, die die Friedensverträge sabotierten, um deren Unerfüllbarkeit zu beweisen? Befürchten sie uns dadurch nicht den Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet bewußt und gemollt? Heute treiben sie dasselbe Spiel. Dieses Mal sollen die Bergarbeiter die Opfer sein. Dieses Spiel muß rechtzeitig von allen erkannt und von der gesamten Arbeiterschaft zunichte gemacht werden.

Wie es gemacht wurde, zeigt am besten das Verhalten der „notleidenden Mansfelderin“, die die höchsten Beiträge zur Knappschaft erhebt. Sie setzte einen Häuerdurchschnittslohn an, der weit unter dem wirklichen Häuerdurchschnittslohn lag. Es bedurfte der größten Anstrengungen, um den Berginvaliden zu ihrem Rechte zu verhelfen. In einer Gesamtlage wurde die „Mansfelderin“ gezwungen, den Knappschaftspensionären 550 000 M. nachzuzahlen. — In einer scheinbaren Weise hatte der Halberstädter Knappschaftsverein den Häuerdurchschnittslohn ohne Errechnung festgelegt, so daß auch hier erst eingegriffen werden mußte, was zur Folge hatte, daß die Pensionen monatlich um 5 M. erhöht wurden. R. Sch.

Mögen sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind . . .

Die aus Spekulationsgründen vorgenommenen Stilllegungen von Kohlenzechen nehmen allmählich einen Umfang an, der zu einer wirtschaftlichen und sozialen Gefahr für die ganze Bevölkerung des Ruhrreviers zu werden droht. So hat der Aufsichtsrat der Buderus'schen Eisenwerke A.-G. in Weßlar den Beschluß gefaßt, die Zeche Röhren III und IV zum 1. Januar 1926 stillzulegen und sie an eine andere große Bergwerksgesellschaft zu verkaufen mit dem Ziel der Quotenübertragung und -übertragung. Die Gesellschaft hat die Stilllegung bereits angemeldet und den Angestellten in ihrer Gesamtheit gekündigt; den Arbeitern wurde ebenfalls von der Stilllegung bereits Mitteilung gemacht. Noch vor kurzer Zeit beschäftigten die Buderus'schen Eisenwerke A.-G. eine Syndikatsquote zu erwerben durch Abkaufen eines neuen Schachtes, der bereits bis etwa 30 Meter niedergebracht ist; die dazu gehörigen Tageanlagen sind bereits errichtet. Aus dieser Neuanlage ist ersichtlich, daß die Zeche Röhren sehr wohl lebensfähig ist und ihre Lebensfähigkeit durch geeignete organisatorische Maßnahmen noch gesteigert werden kann. Die beabsichtigte Veräußerung kann also nur den Zweck haben, große Mittel in die Hand zu bekommen, ohne Rücksicht darauf, was der Erwerber tut, der zweifellos die Syndikatsquote auf seine anderen Anlagen übertragen und Röhren III und IV außer Betrieb setzen wird. Eine zeitweilige Stilllegung kann nicht in Frage kommen, da die Wasserzuleitung so stark ist, daß die Stilllegung gleichbedeutend ist mit dem Erlaufen der Zeche.

Staatsministerium und Reichsregierung müssen vereint sofort einschreiten, um dieser spekulativen Stilllegung, wenn nötig auf gesetzlichem Wege, vorzubeugen. Die Buderus A.-G. betrachtet die Quote

lebiglich als Wertobjekt und läßt die Interessen der Belegschaft und der beteiligten Kommunen, die mit ihrer Gesamtwirtschaft auf Gedeih und Verderb mit der Zeche verknüpft sind, vollkommen unberücksichtigt. Das ist ein unerträglicher Zustand. Die Duldung solcher Stilllegungen aus rein spekulativem Interesse muß zur völligen Anarchisierung der Wirtschaft führen. Ihre Unterbindung ist für den Staat eine Lebensnotwendigkeit.

Weihnachtshilfe des Zentralverbandes der Angestellten.

Der Appell an die erwerbstätigen Mitglieder, durch Beteiligung an der Weihnachtshilfe den erwerbslosen Mitgliedern eine besondere Hilfe zuteil werden zu lassen, hat wärmsten Widerhall gefunden. Der Opfergeist der Kollegenschaft hat sich in schönster Weise bestätigt. Dies ist angesichts der gerade im gegenwärtigen Augenblick großen Not der stillgelegten Angestellten besonders erfreulich. Infolge der Opferwilligkeit der Mitglieder konnten sowohl ansehnliche Geldbeträge wie auch eine große Menge von Dingen des täglichen Bedarfs (Lebensmittel, Bekleidungsgegenstände, Bücher und Spiele für die Kinder) zur Verteilung gelangen.

Durch Funktionäre und Mitglieder voranloft, stellen in dankenswerter Weise mehrere namhafte Firmen des Textilgewerbes Bekleidungsstücke und Stoffe, uns nahestehende Verlagsbuchhandlungen Bücher in reichem Maße zur Verfügung. Neben diesen Bedarfsartikeln und besonderen Gaben übergab der Verband den unterstützungsbedürftigen Stellenlosen und ihre Familienmitgliedern Beträge, und zwar für Ledige in Höhe von 15 bis 25 M., für Verheiratete in Höhe von 20 bis 35 M. und für Verheiratete mit Kindern in Höhe von 25 bis 50 M. Die frohen Gesichter, die die erwerbslosen Mitglieder beim Empfang all dieser Weihnachtsgaben zeigten, mögen der Dank an alle diejenigen sein, die durch ihre Gabe-treue voranloft haben, daß der Zentralverband der Angestellten in so erfreulicher Weise der arbeitslosen Mitglieder gedenken konnte.

Weihnachtunterstützung der Fabrikarbeiter.

Am Montag, Dienstag und Mittwoch dieser Woche hat die Zahlstelle Berlin des Verbandes der Fabrikarbeiter die Weihnachtunterstützung an ihre arbeitslosen Mitglieder zur Auszahlung gebracht. Als ein schöner Akt der Solidarität muß es bezeichnet werden, daß die Sammlung, die zu diesem Zweck unter der Mitgliedschaft veranstaltet wurde, die Summe von annähernd 4000 M. gebracht hat, was um so höher zu veranschlagen ist, weil ein sehr großer Teil der Berliner Fabrikarbeiter verkürzt arbeitet.

Kein Anspruch auf Tariflohn.

Die Hochgesellschaft „Haus- und Grundbesitz“ hat sich den mit anderen Hochgesellschaften abgeschlossenen, aber nicht allgemeinverbindlichen Tarifverträgen nicht angeschlossen. Die Löhne, die sie ihrem Wachpersonal zahlt, sind erheblich niedriger als die Tariflöhne. — Vor einigen Monaten wurden die Tariflöhne durch Schiedspruch erhöht. Da traten auch die Wächter der Gesellschaft „Haus- und Grundbesitz“ an die Firma heran mit der Forderung, ihnen die nunmehr geltenden Tariflöhne zu zahlen. Die Wächter erhielten den Bescheid, sie würden eine Lohnerhöhung bekommen, wenn sich die Kunden der Firma zu einer entsprechenden Gebührenerhöhung bereit fänden. Die Firma sandte dann ein Rundschreiben an ihre Kunden des Inhalts, sie sei durch Schiedspruch gezwungen, die Löhne zu erhöhen und erwarte deshalb von den Kunden, daß sie die der Firma zu zahlenden Gebühren um 15 Proz. erhöhen. Der Erfolg dieses Schreibens soll nach Angabe der Firma so gering gewesen sein, daß sie den vollen Tariflohn nicht zahlen konnte.

Ein Wächter, dessen Monatslohn nach diesem Vorgehen von 120 auf 138 M. erhöht wurde, forderte durch Klage beim Gewerbegericht Zahlung des Tariflohnes von 165 M. Er begründete seine Forderung damit, daß sich die Firma in ihrem Rundschreiben an die Kunden auf den Tarifschiedspruch berufen und dadurch den Tariflohn anerkannt habe. — Das Gericht sprach dem Kläger nur die von der Firma anerkannten 138 M. zu und wies die Mehrforderung ab mit der Begründung, das Rundschreiben bedeute nicht die Anerkennung des Tariflohnes gegenüber den Wächtern. In den nicht allgemeinverbindlichen Tarifverträgen sei die Firma nicht gebunden.

Der Abbau im Ruhrbergbau.

Essen, 24. Dezember. (W.B.) Der Bergbauverein in Essen hat bei den ihm angeschlossenen Zechen eine Kundfrage über den Stand der Betriebseinschränkungen und Stilllegungen am 15. Dezember 1925 gehalten. Nach den einge-gangenen Antworten, die 97,69 Proz. der Belegschaft umfassen, ist das Ergebnis für den ganzen Bezirk zu schätzen. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug am vierletzten Arbeitstag des Monats November 400 490, die Zahl der technischen Beamten 16 930, die der kaufmännischen Beamten 7332. Am 30. November sind entlassen worden: 3074 Arbeiter, 41 technische und 6 kaufmännische Beamte. Ferner ist gekündigt worden 1758 Arbeitern, 262 technischen und 178 kaufmännischen Beamten. Außerdem ist beabsichtigt, in nächster Zeit 7712 Arbeitern zu kündigen. Am 1. Dezember sind mithin entlassen oder zur Entlassung vorgesehen: 12 544 Arbeiter, 303 technische und 184 kaufmännische Beamte.

Von Zeche Faust Leopold in Herroldt wird gemeldet, daß 200 Arbeiter am 1. Januar 1926 zum 15. Januar 1926 gekündigt werden müssen. Auf Zeche Kaiser Friedrich ist die Kündigung von 60 Arbeitern zum gleichen Zeitpunkt vorgesehen.

Diese Kundfrage ist sehr unvollständig. Sie müßte mindestens auf den Zeitraum ab 1. Oktober ausgedehnt werden.

Der amerikanische Bergarbeiterverband ein Trust!

Ende November d. J. hat der amerikanische Richter Mr. Clinton (West-Virginia) die Existenz des Bergarbeiterverbandes als einen Verstoß gegen das Anti-Trust-Gesetz erklärt. Man steht in dieser richterlichen Entscheidung eine Erklärung für das Verhalten der Regierung im gegenwärtigen Bergarbeiterstreik im Anthrazit-Gebiet, in den sie bisher nicht mit der Absicht, auf eine Beendigung hinzuwirken, eingegriffen hat. Der Verband nimmt diesen Richterpruch nicht besonders traurig; er erwartet von der Revisionsinstanz, die er angerufen hat, eine Aufhebung des Spruches.

Verantwortlich für Inhalt: Graf Weste; Wirtschaft: Ernst Ostermann; Gewerkschaftsbewegung: J. Weisner; Revue: R. S. Schick; Politik und Sonstiges: Fritz Kahlert; Anzeigen: Ed. Glöck; sämtlich in Berlin. Verlag: Vorwärts-Berlin G. m. b. H. Berlin. Druck: Vorwärts-Verlagsdruckerei und Verlagsanstalt Post-Straße 10, Berlin SW 6, Eintrachtstraße 2. Hieran 2 Schichten, „Unterhaltung und Wissen“, „Aus der Welt“ und „Jugend-Verweise“.

BERLIN EROBERT
Zille Figorette 5
MALZMANN AKT. GES.

Donnerstag



Tag für Tag hat man draußen gestanden in der Wintertafel, — im Regen, — im Berliner Matsch, und wenn man sich dann abends seine Einnahmen angesehen hatte, dann blieben im günstigsten Falle einige Pfennige, die man als wirklichen Verdienst buchen konnte. Die Taschen sind fest zugedrückt bei denen, die mit einigen Marktstücken klumpen können. Das Publikum, das die Lage der Wirtschaft schnell begriffen hat, — will immer — immer billiger kaufen. Die meisten können auch das nicht. Die vielen, denen der Weihnachtshandel ein wenig das immer größer werdende Loch im Geldbeutel stopfen soll, sehen hier und da eine Hoffnung schwinden. Sie, die sozusagen an der Rehrseite der weihnachtlichen Festesfreude ihren Platz gefunden haben, begannen mit Entbehrungen, um die Möglichkeit für einen kleinen Weihnachtsgewinn zu schaffen. Es wurde Geld geliehen, es wurden notwendige Gebrauchsgegenstände verlehrt und veräußert, um die Weihnachtsware, den armseligen Kram, kaufen zu können. Und die Lustig gipfelte höchstensfalls in der Hoffnung, ohne Rot über die Weihnachtstage in das neue Jahr gelangen zu können. Stundenlang den Schnee zu fühlen, als riesende Feuchte oder als körniges Eis, stundenlang zu fühlen, wie Kälte die Glieder überläuft, stundenlang um den Gewinn von Pfennigen zu kämpfen — — — das taten die Menschen, die in der Weltstadt an der Rehrseite des Weihnachtstfestes stehen.

„Ach Gott, Bata, wenn man bloß heute nicht wieder so'n Matsch wird, — die Leute traun sich ja sanft raus bei so'n Wetter wie gestern.“

„Rutta, haste denn auch den Karton mit die neuen Teddy's eingepackt? — Raze, knautsch det Lametta nich so, — du bringst uns det Einwickelpapier uff'n Stand, — und die Karbidlampe, — haste jehört, — — du sollst det Lametta nich so knautschen, det kooft dir doch teen Mensch mehr ab, wenn de damit rumorjelt wie mit 'n Waldheibel. — Ueberhaupt wo der Dreje bleibt, mit 'n Wagen.“

„Wajst die Thermos nich wieder, Rutta! — Det du't Lametta vertooft — und nich wieder 'n ganzen Tag mang die Warenhäuser rumstrolchst, Raze, — komm mir nich wieder uff'n Abend mit die ganzen Briefe an, — um halb achte biste da, — haste jehört Raze?“

Unten im Hof rassel ein Handwagen. Das ist „Dreje“. Run ober runter mit Paketen und Kartons, die vorsichtig verstaubt werden, dann soll es losgehen. Das Oberhaupt der geschäftigen Familie nimmt sich nun noch „Dreje“, seinen Kleinsten vor.

„Wenn du mir heute teen Geld nach Hause bringst, kannte woi erleben, — uff'n Stand willst nich, Lametta vorkrofen willst nich, — meinst, die Wlegen zu Weihnachten die jebrauten Jänse ins Maul? — — — Fang endlich 'n anständigen Handel an und loof nich immer wejen die pa Sechser nach de „Münze!“

Mit solchen Ermahnungen ist Dreje entlassen — und nun soll es los gehn mit bepacktem Handwagen.



Man friert und niemand kauft.

Da kommt noch Frau Boltz und hält die Weihnachtstaramane auf. „Sie, Herr Pudelweit, — Herr Pudelweit, hörse ma — — — ich hab' mir jedacht, woi se doch 'n Stand in de Warschauer haben, kount'n se doch Will sein Schaufelpferd mal mitnehmen, — der Junge is doch nu raus aus det Alter, — und da möchte id's so jerne vatoofen, man kount doch so'n pa Mark für die Feiertage jebrauchen, Rehm'jes mit wo?“

„Na ja! Wat soll's denn bringen, Frau Boltz?“
„Ja — — — id' dachte so, — — na sagen ma mal fünf, sechs Mark, weils doch so gutes Fell hat — und 'ne Mark könn'n Sie sich behalten.“

„Jut!“ Das Pferd wird geholt und aufgepackt; — nun geht es aber los, durch die Straßen, die frischgefallener Schnee weh deckt, der Warschauer Straße zu. Dort in der Warschauer Straße, wo sich in langer Reihe an Bude drängt, rühren sich viele Hände, auszupacken, zu ordnen, — aufzubauen, — auszuhängen. Da kommen aus Kisten und Paketen Puppen, Leddybären, Schals, Mützen, Taschen, Wirtschaftsartikel, ein unendliches Zielerteil, was eben auf einen Weihnachtsmarkt gehört — und was der Zufall eines Schicksals dorthin gebracht hat, — aus Konsummassen. Da ist der „billige Weihnachtsmann“ mit Gesellschaftsspielen — zum Ausuchen für fünfzig Pfennige; ihre Umhüllung ist ein wenig heftig angegriffen von einem feuchten Lager, die Ecken sind ein bißel abgestoßen, — was tut's — für fünfzig Pfennige. Da hat er noch schöne gelbe Postkutschen, mit einem bligblauen Postillon obenauß, ein wenig verstaubt, ein bißel verschrammt; — sie werden ihre Käufer finden, — sie werden auch unter beschiedenen Bäumchen mit wenigen Lichtern freudige Augen in blasse Gesichter zaubern. Er hat noch viel mehr in seiner Bude, der „billige Weihnachtsmann“, von dem bunten Kram, der sich immer wieder in diesen Nächten in die Träume der Kleinen schleicht, wenn sie mit roten Rosen, begehrten Augen hier gestanden haben.

„Kud ma, Rutta, den möcht' id' haben!“
„Bata, kauftse mir so was auch?“
„Sie, — Sie, — wat kost'n der kleine Handwerksstaßen?“



Mit dem Handwagen auf den Weihnachtsmarkt.

„Re Mark, mein Junge!“

Enttäuscht zieht der kleine Frager ab. Große fragen auch oft und kehren sich nicht minder enttäuscht von dem „billigen Weihnachtsmann“ ab. Das Publikum ist aber noch spärlich vertreten, man ist noch ganz unter sich und tauscht mit dem Standnachbar Meinungen und Erwartungen aus. Zwischen zwei großen Zeltduben hauen Pudelweits auf, — ohne Dach, nur beschieden auf einem Brettergestell; — es hat doch gerade für den Einkauf der wenigen Stücke Ware gereicht. Ein kleiner Posten winziger Leddybären wird ausgepackt, laufende Puppen kommen zum Vorschein, Holznarren, Gumminänner, knallrot mit quietschender Stimme, einige Pakete Kerzen, — das ist alles, was man zusammengekauft hat, was das Weihnachtsgeld bringen soll. Es dauert nicht lange, da sind die wenigen Verkaufsobjekte aufgebaut — und es kann losgehen. Aber es geht nicht los. Da kommt ein junger Mann, — bleibt zögernd in gemessener Entfernung stehen.

„Was kost'n denn die kleinen Leddybären?“
„Stück für Stück 'n Fuffzger, junger Mann!“
„O-o, — kleiner ha'm Sie nich, — so für zwanzig?“
„Aee, det sind schon die kleinsten und billigsten!“

Weg ist er, wieder verschluckt von der wogend angeschwollenen Masse, die den Raum zwischen den beiden Budenreihen füllt.

Eine junge Frau tritt in Pudelweits Wirkungsbereich und sucht mit müden Augen seine Auslagen ab.

„Na, junge Frau, was soll's denn sein. Soll's was sein für die Kleine, ich hab da nochmal die wunderschönen Teddybären, dann ha'm Sie noch bei mir die originalen Lauspuppen, — da jubeln die Kleinen, da lachen sie. Seh'n sich man ruhig an, junge Frau, — det kostet nisch, det hamse gratis wie det Einwickelpapier. Soll id' einpacken, so 'ne Puppe — fallen se ruhig an, is alles prima Ware. Da gehört schon eine gute Portion Geduld und niederredende Ueberredungskunst dazu, hier die Waren an den Mann zu bringen.“

Als wenn id' det Zeug uff de Straße finde und verschicken könnste,“ groß Pudelweit, als die junge Frau unentschlossen weitergeht. „Wie is et denn mit die wunderschönen Christbaumkerzen — Lametta is auch noch da,“ ruft er ihr noch nach, zu retten, was noch zu retten geht. — Unnählich erschmelzen die vielen Stimmen der Anpreisenden zu einem unlosbaren Gebrodel, das weit die Luft erfüllt, der Hochbetrieb hat eingesetzt. Schwer wälzen sich die Menschen an den Ständen vorbei, flauen sich, — lösen sich wieder ohne Ende. In die vielen Gesichter, die aus den Sonntagstagsübernugen, hat schon das Weihnachtstfest seinen freundlichen Widerschein hineingesetzt. Hier zwischen den bunten Budenreihen im Gewoge der Menschenmenge träumt es sich gut von Lichterglanz, von Lammendust und Festjubel, niemand hindert einen, all die vielen Dinge, die auf den Tischen ausgebreitet sind, auf den Gabentisch der Röhrlin, der Viehlein zu zaubern, — den grünen Jumper da für Dunstern, und für Botern den schönen Wollschal — ach, es ist ja für alle etwas da — und schließlich rechnet man und rechnet man, wie man mit den wenigen Pfennigen Berge von Festgeschenken zusammentragen kann. Dieses Rechengespinnel tragen die meisten mit sich herum — und nie, nie stimmt es, wenn man sich zögernd zu einem Kauf entschließen will, nach dem Preis fragt. Wenn es noch so billig



ist, hat es doch meistens die Grenze der eigenen Rechnung überschritten. „Komm' se ruhig ran meine Herrschaften, immer komm' se, seh'n sich alles an. Frauen kommen, — junge, alte, mit zerarbeiteten Gesichtern, ganz alte; es kommen Männer und Kinder, Kinder mit den hoffnungsarmen großen fragenden Augen, Jungens kommen mit zusammenverdienten Groschen, um die sich die Faust in der Hosentasche ballt. Alle möchten kaufen, möchten viel, recht viel kaufen, um schenken zu können oder sich selbst einen Weihnachtstisch aufzubauen.“

Ein kleiner Junge kommt, bleibt stehen und kraut die Taschen aus. Eine Trillerpfeife kommt zum Vorschein, ein Apfel, Bindfaden, ein Bleistift — und endlich, er atmet auf, ein richtiger runder Fünfziger.

„So'n Jummimann möcht id', — wat kost'n der?“
„R' Fuffzger!“
„Erschrockene Augen. „R' Fuffzger?“ Weiter geht er. Nach zwei Minuten ist er wieder da.
„Sie, wat kost'n die kleinen Teddybären!“
„R' Fuffzger!“
„Hamse nich wat Billigeres da!“
„Hier nimmi 'ne Knarre vor Zwanzig!“
„Aee, ne Knarre will id' nich!“

Er sieht noch und überlegt, ob er seinen Schatz so ganz ungeteilt ausgeben soll, — dann verschwindet er hoffnungslos enttäuscht und kommt noch einer Weile mit einer dampfenden Wurst zurück — und vorbei.

Solche Frage- und Antwortspiele wiederholen sich unendlich oft. Nur nicht die Geduld verlieren, nicht grob werden, wenn die Kritik über Ware und Preis ungerecht ausfällt. Es ist nicht leicht, mit seinem Warenlager hier draußen zu stehen, angewiesen auf den Zufall — und auf die Laune des Wetters, die die Käufer beeinträchtigt.

„Rutter, — Rutter, lude mal die Bären,“ zieht ein Kleine die Widerstreben an den Stand, — ach lude mal die schönen Puppen, — ach!“

„Sie laufen, sie bewegen sich,“ lockt Pudelweit, „da hat die Kleine ihre Freude dran!“

„Rutter, — bettelt die Kleine, lude mal, was die für ein schönes Kleid an hat! Kauftse mir die?“

Rutter zögert noch, aber die Wünsche der aufgeregten Kleinen kleiden sich in immer dringlichere Worte. Na endlich befehlt sich Rutter eine Puppe, dreht sie mit vorsichtigen Fingern, fragt nach



Höhepunkt der Verkäufer- und Rednerachtzeit.

dem Preis — — und kauft sie wirklich. Die Kleine freut sich, Pudelweit freut sich mit, ist doch wieder ein Stück weg und ein Marktchein mehr in der Kasse.

Ein verummtes Mütterchen bleibt stehen.

„Ach, Gott, alles is so teuer, wat kost'n denn die Puppen?“

„Re Mark, jute Frau!“

„Wo?“

Pudelweit brüllt: „Gene Mark, Mutierten!“

Mutterten ist aber sehr schwerhörig und in dem Jahrmarktstärm wird die Verständigung schwer. Als sie endlich begriffen hat, was die Puppen kosten, bekommt sie einen Schreck, der ihr eine unauslöschliche Jammerstut über die Lippen drängt. Für das Entelkind soll es sein, — Vater ist arbeitslos, schon ein Jahr, und nun hat Mutterten von ihren wenigen Mark Rente wenige Pfennige

erzählt, um für die Enkelin, — es ist doch so'n liebes ruhiges Kind, Weihnachtsfreude, ganz bescheidene Weihnachtsfreude zu schaffen. Für achtzig Pfennig — Ausnahmepreis — nimmt sie das Püppchen und verschwindet damit, klein, gebückt und doch voll Freude des Befähigens, in der Menge. In diesem Trubel wachsen die Wünsche, treiben zur Erfüllung — schrumpfen auch schnell mit einem Griff in die leeren Taschen häßlich zusammen.

„Mag und Märchen, das verlebte Pärchen, — Loretta, Loretta, — wer will noch einmal, — ein Groschen die Bananen —!“
„Das ist was für die Braut, mein Herr, das ist Ware, das ist prima Lackleber!“

„Handtaschen, — Handtaschen —!“
„Na, meine Dame, — wie is mit ner prima Lackleber?“
„Richtig?“ — „Komme, Frohlein, der Kacoulier kooft Ihnen eine!“
„Das ist „Orje“ von der Familie Pudelweit, der sein Geschäft für fremde Rechnung vom Alter bis hinauf zum Rosenhaler Platz, mit Handtaschen, mit Schals, — mit Schokolade, — immer Neues, wenn die Stücke verkauft sind, führt. Ware aus Gelegenheitsposten, aus Konkurrenzkauf, von einem tüchtigen Macher, der oben in der Schönhauser seine Waren aufstellt an diese, die für ihn auf die Straße gehen und ihm den Gewinn bringen, für einen geringen Anteil. Jeder versucht doch einige Mark für die Feiertage zusammenzuschaffen.“

„So steht „Orje“ nun mit Handtaschen in dem auf und ab brandenden Gemoge des Alexanderplatzes. Die Menschen stoßen und drängen sich, ein Schlenker und Schreien, Aufen und Anpreisen, vermischt mit dem Hupen der Autos, klingt durch die tiefenden Scheffeln.“

„Drei Mark kost'ne noch, die Handtaschen!“
Nach einer halben Stunde sind die beiden lekten — es sind ja immer die „Lekten“ — an den Mann gebracht, das Geld klumpert ermunternd in den Taschen, und raus geht es durch das Straßengemühl nach der Schönhauser, Geld abliefern, neue Waren holen.

„Behl nimmste ma die Schals — eins, zwei, drei — — zwölfe sind's, Stück 'ne Mark, 'n Groschen der Stück is deine,“ sagt der Macher. Orje ist tüchtig und schafft.

„Die Orje'sche baut er sich auf mit seinen Schals.“
„Eine Mark noch die Seidenschals, weil's die lekten sind!“
„Eine Mark noch — —!“

Wenn er am Abend mit nassen Schuhen, durchgeweicht, in der naterischen Behausung eintreffen wird, sollen die Alten mal stoumen, wie Drei Geld gemacht hat, da will er mal die Matten aufzählen.

„Eine Mark noch die Schals — —!“
„Eine Mark noch die Schals — —!“

Rare ist nicht so geschäftstüchtig, der Richterlang der bunten Schaufenster hat ihn bis in die Leipziger Straße gelockt. Mit glänzenden Augen, die seinen Traum verwirren, trippelt er durch die Menschen. Wo die bunten Pracht von Schaufenstern lockt, bleibt er stehen und tang sich schwer losreißen. Und in seinem kleinen Kopf, den die Wollmilche deckt, formen sich Gedanken und Wünsche, er versucht, die diesen Herrlichkeiten, die seinen Anzüge, die bunten Spielachen, die Lederlein hinter den Schauensjern in sein Leben hineinzubringen. Hin und wieder bestaunt er sich und denkt an Botans Worte:

„Dah du mir heute Loretta kost'ne!“
„Loretta, Loretta — — —“
„Loretta, Loretta — — —“

Rein Mensch beachtet ihn, wie er sich anpreißend durch das Gemühl windet, wie er dann schnuppernd vor einer Konditorei stehen bleibt und hungrig den Raschduft atmet. „Loretta — Loretta!“

„Eine Dame kauft ein Paket, noch eine Dame kauft.“
Dann träumt er wieder ein bißchen.

„Loretta — Loretta!“
In der Menschenflut des Leipziger Platzes verschwindet er. Bald werden ja in den Buden die Herrlichkeiten zusammengepackt, dann verwehen die vielen Lampen und Lichter. Der Strom der Menschen wird verebben — und man wartet auf den neuen Tag, hofft wieder.

Ein gesundheitschädlicher Betrieb.

Am 22. Dezember ging durch die Presse die Nachricht, daß in der Metallwerkerei Siefert, Adlerstraße 132, ein Brand entstanden ist, indem Petroleum in der Nähe eines brennenden Gaslochers verflüchtigt wurde, wodurch der Arbeiter verletzt worden ist. Einer der Verletzten mußte dem Lazarus-Krankenhaus zugeführt werden. Der Deutsche Metallarbeiterverband hat schon einmal in einem Schreiben vom 15. Juni 1925 das Gewerbe-Aufsichtsamt auf die Gesundheitschädlichkeit des hier in Frage kommenden Betriebes hingewiesen. Am 26. August 1925 war schon einmal in diesem Betrieb ein Brand ausgebrochen. Am 4. September 1925 hat der Metallarbeiterverband die Gewerbe-Aufsichtsbehörden wieder auf diesen Betrieb aufmerksam gemacht. Scheinbar ist doch von den in Frage kommenden Instanzen alles veräumt worden. Es müßten erst Menschen in ihrer Gesundheit beschädigt werden, ehe endlich für Abhilfe gesorgt wird. Wir bringen diese Tatsache der Öffentlichkeit zur Kenntnis und glauben, daß auch die maßgebenden Behörden ihre Pflicht tun werden.

Die Passion.

Roman von Clara Viebig.

Wenn Eva an diesen Abend zurückdachte, überflogen sie seltsame Schauer. Freilich das Spätnachtaufkommen und dann keine Stunde Schlaf finden können, denn gerade in dieser Nacht schrie der kleine Fels noch mehr als sonst, und sie mußte ihn bis zum Morgengrauen herumtragen, das hatte ihrer bis dahin mühsam behaupteten Gesundheit einen Stoß gegeben, von dem sie sich nicht recht mehr erholte. Den ganzen Winter hatte sie sich schlecht gefühlt, nun war der erste April vor der Tür, und nun mußte sie es der Tante sagen, daß sie es nicht länger mehr aushält, damit Oreta sich jemand anders zu Felig suchte. Aber es tat ihr leid, von ihm zu gehen, sie hatte ihm all die schweren Stunden, die er ihr bereitet hatte, nicht nachgetragen. Er konnte ja nichts dafür. Sie stand oft in Gedanken verloren, das Kind auf dem Arm und sah in sein leeres Gesicht. Warum belebten sich diese blauen Augen nicht, warum blieb in ihnen immer der gleiche starre Ausdruck? Je länger sie in diese leeren Augen sah, desto unheimlicher wurden sie ihr. Und dann dünkten sie ihr nicht mehr leer, wie ein großer Vorwurf schien es aus ihnen zu blicken. Sie beugte ihr blaues Gesicht nieder auf das andere blaue Gesichtchen und küßte es viele Male.

Frau Witkowski war außer sich, war das wohl eine Art, gleich aufzubeglehen, wenn man ein paar Mal in der Nacht aufstehen mußte, das Kind herumtragen?

„Ich begehre ja nicht auf, Tante. Ich kann es nur nicht mehr.“ Und Eva weinte.

„Ja, da wird gleich geheult. Heute geht nicht,“ fuhr die Tante sie an. „Dann kannst du heulen, wenn du zu anderen kommst und zu spät einsteht, was du bei uns gehabt hast. Hier warst du doch immer bei Verwandten. Und was haben wir alles für dich getan! Dich aufgenommen als kleines Kind, das nichts als Last machte, dich wieder aufgenommen, als deine Mutter gestorben war, dich, als du aus dem Krankenhaus kamst, dann zum drittenmal aufgenommen! Und hast du es etwa bei Oreten nicht gut gehabt?“

„Doch,“ schluchzte Eva.
„Und hast du es bei mir nicht auch gut gehabt?“
Eva gab keine Antwort.

Heiland Volk.

Der Heiland Volk liegt nackt in armen Wiegen,
Um neues Leben söhnt verquältes Trauern,
Um Furcht der Mütter siebert fest'elnd Schauern.
Unselig sind, die arm wie Tiere liegen.

Die hohlen, heißen Schnulchspeise fliegen
Durch das Gewirr der kalten, kranken Mauern.
Die vor dem Lichtkreis des Lebens lauern,
Sind als Gespenster nicht dem Grab entfliegen.

Längst ward der Heiland Volk dem Volk geboren,
Geheht vom Wind, gepeitscht von Hungerhieben,
Barmherzigkeit ging wund am Weg verloren.
Was fromm ein heilig Wunderbuch geschrieben,
Ist kalt und starr in Winternacht erstoren
Und Bettlergut ward Menschenwort vom Lieben.

Franz Rothensfelder.

Berliner Weihnachtsfeiern.

In der Städtischen Blindenanstalt.

Eine stimmungsvolle Weihnachtsfeier veranstaltete die Städtische Blindenanstalt ihren Jünglingen bereits am Anfang der Weihnachtswoche. Der Direktor der Blindenwohlfahrt Kreppl hielt eine weisevolle Ansprache. Die Aufführung eines Festspiels durch Jünglinge der Anstalt beendete die Weihnachtsfeier, der auch zahlreiche Gäste beizuhöhen. Nach der offiziellen Feier fand unter dem großen Weihnachtsbaum, der mit zahlreichen Lichtern geschmückt war, eine Besprechung für die Kinder statt. Es wurden in reichem Maße Äpfel, Rüsse, Pfefferkuchen und nützliche Gegenstände, die zum Teil von den Freunden des Hauses gespendet worden waren, den Kindern auf den Gabentisch gelegt.

Im Städtischen Waisenhaus.

Auch das Städtische Waisenhaus in der Alten Jakobstraße hatte am Dienstag nachmittag eine schöne Weihnachtsfeier für seine Inassen, sowie für die Jünglinge des Kinderasyls veranstaltet. Mehr als 500 Kinder waren zu diesem Festakt vereinigt worden, dessen Höhepunkt die Aufführung eines Festspiels durch die Schwesternschülerinnen und Kinder bildete. Nach der Feier fanden in den einzelnen Stationen, in denen gleichfalls kleine Lichterbäume angezündet waren, die Besprechung statt. Wie der Direktor des Waisenhauses Holz in seiner Festansprache ausführte, waren die Gabentische so reich gedeckt, daß die Inassen des Waisenhauses nichts von der Not merken sollten, unter der zahlreiche Menschen draußen im Lande zu leiden hätten. Die strahlenden Augen der Kinder zeigten dann auch, daß der Leitung des Städtischen Waisenhauses ihr schönem Vorhaben gelungen war. — Das große Friedrichs-Waisenhaus in Rummelsburg hatte gleichfalls seinen Inassen ein stimmungsvolles Weihnachtsfest zu geben gewußt. Zur gleichen Stunde fanden auch in den übrigen städtischen Waisenanstalten und Erziehungsheimen Weihnachtsbescherungen und Feiern statt.

Im Städtischen Obdach.

Im Städtischen Obdach, das sonst wohl nur Rot und Elend sieht, war am Dienstag nachmittag um 5 Uhr gleichfalls eine weihnachtliche Stimmung eingeatmet. Nachdem bereits am Sonntagabend der vorigen Woche der Fröbelsverein für die Kinder der im Familienheim untergebrachten Obdachlosen eine Weihnachtsbescherung veranstaltet hatte, fand am Mittwoch die offizielle Feier statt. Nach einer Festansprache wurden die Kinder mit bunten Lebkuchen, einfachem Spielzeug und warmen Kleidungsstücken beschenkt. An der Feier nahmen etwa 300 bis 400 Personen teil. Außerdem hatte jeder größere Saal einen besonderen Weihnachtsbaum erhalten, so daß auch den Kernsten der Armen eine Festesfreude bereitet wurde.

In den Gefängnissen.

Weihnachten im Gefängnis! Das Bittere des Gefangenseins mag vielen Inassen der Strafanstalten niemals so stark zum Bewußtsein kommen wie in der Weihnachtszeit. Es ist ein freundlicher Brauch (den nicht erst die neuere Art des Strafvollzuges den Gefängnissen gebracht hat), auch den Gefangenen einen Weihnachtsbaum anzuzünden. Im Zellengefängnis Raabitz durften wir gestern, einer Einladung des Direktors folgend, an der Weihnachtsfeier als Gast teilnehmen. Eine Feier war es, die ans Herz griff! In der durch alle Stockwerke der Anstalt bis zum Dach hinaufreichenden Zentralhalle, auf die alle Gänge aus den strohensförmig sie umgebenden Gebäudeseiten ausmündeten, ragte ein mächtiger Weihnachtsbaum auf. In allen Stockwerken strömten aus den Gängen die Gefangenen nach diesem Mittelpunkt, und sie füllten die Galerien, die in die Halle hinausgebaut sie umsäumen. Einen Anblick bot diese Gemeinde, der düster blieb und bedrückend wirkte, trotz

„Aber bilde dir nur nicht ein, daß ich dich nun wieder aufnehme; ich denke gar nicht dran. Albert ist aus dem Hause, Irma geht auch bald, das bißchen Arbeit kann ich mir nun ganz alleine machen. Dann mußt du dir eben wo anders 'nen Platz suchen, wenn es dir bei Schäfers nicht mehr paßt.“

„Ja, das wollte sie auch. Es regte sich wie Trost in Eva: sollte sie sich denn nur immer Wohlthaten vorwerfen lassen? Das war schwerer zu ertragen als harter Tadel. Sie schrieb an Frau Vessel, die hoffentlich jetzt zurück war, schrieb in großer Aufregung, ob sie nichts für sie wüßte, eine Stellung als Kinderfräulein oder ganz gleich als was. Nur eine Stelle haben, eine Stelle, damit sie die Tante nicht bitten mußte: behalte mich noch.“

Frau Vessel schrieb umgehend: sie wäre erst eben aus Italien zurückgekehrt; eine Stellung wüßte sie vorderhand nicht, aber Eva sollte einmal zu ihr kommen.

„Ach, wenn Frau Vessel ein Plätzchen bei sich in ihrem Hause für sie hätte, nur ein ganz kleines, ein bescheidenstes Plätzchen! Man würde sie gar nicht merken in dem großen Haus. Aber schaffen würde sie heimlich, mehr tun in aller Stille als zwei große Dienstboten. Eva trug sich mit heimlichen Wünschen, mit Hoffnungen, deren Erfüllung ihr nicht unmöglich dünkte. Ihre Frau Vessel war ja so gut!“

Die Dame war erschrocken, als sie ihren Schilling sah. Am Himmels willen, wie hatten sie das arme Ding abstrapaziert. Eva kam ihr fast schlechter aussehend vor, als damals in der Charité.

„Ich fühle mich auch schlecht,“ sagte Eva.
„Eine Stellung kannst du in diesem Zustand nicht annehmen, das ist ausgeschlossen,“ sagte Frau Vessel. Aber sie sprach mit der Gemeindegemeinlichkeit; da sie dieser öfter Zuwendungen für ihre Armen machte, konnte ihr die jetzt viel leicht helfen, das Mädchen unterzubringen, womöglich für längere Zeit, daß es sich auch völlig erholte. Den Betrag, den das monatlich kostete, würde sie gern bezahlen.

Eva wurde zu Frühlingsbeginn von der Gemeindegemeinlichkeit auf den Stettiner Bahnhof gebracht, ins Coupé gesetzt und fuhr hinaus, in medienburgisches Land hinein, zur Erholung. Die Gemeindegemeinlichkeit war ein braves Landkind; dort auf dem platten Land, in dem kleinen Diakonissenheim, das für alles dasein mußte, für Alte und Kranke, Bedürftige und kleine Kinder, hatte sie sich glücklich und am Platz gefühlt. Sie schüttelte Eva die Hand, trug ihr viele

dem Richterlang des Weihnachtsbaumes und trotz den jubelnden Klängen der aus Kindheitstagen vertrauten Weihnachtslieder. Anstaltsdirektor Hülsberg sprach in seiner Festrede wie ein Hausvater zu seiner um den Weihnachtsbaum versammelten Familie, nicht richtend, sondern aufrichtig. Eine kleine Bläserkapelle und ein aus Gefangenen zusammengesetzter Sängerkhor versöhnten durch ihre Mitwirkung die Feier. Langsam zogen sich die Gefangenen in die Gänge zurück, an denen die Zellen aufgereiht sind. Behnützig sang es, als die Trompeten ihnen zum Abschied ihr „O Tannebaum, o Tannebaum!“ in die Einsamkeit nachschanden.

In der Strafanstalt Spandau wurde gleichfalls das Weihnachtsfest gefeiert. In der Anstaltskirche fand ein stimmungsvoller Gottesdienst statt, an dem auch die Beamten des Gefängnisses und ihre Familien teilnahmen. Im Anschluß daran fanden in den Haftzellen Bescherungen für die Gefangenen statt. Die Gaben waren von der freien Arbeitsleistung gespendet worden. Außerdem war die Verpflegung der Besuche des Tages angepaßt und den Gefangenen war die Erlaubnis erteilt worden, von ihren Angehörigen Pakete erhalten zu dürfen. Ferner wurden den Inassen der Strafanstalt kleine Freiheiten gestattet, so daß auch im Gefängnis das Weihnachtsfest als Fest der Liebe empfunden wurde. Neben der Bescherung für die Gefangenen hatte man aber auch der Fürsorge für die Familien, die durch die Haft des Ernährers in Not geraten sind, gedacht und an sie Geldspenden und Lebensmittel verteilt. Auch im Strafgefängnis Legel sowie in den übrigen Gefängnissen Berlins fanden Weihnachtsfeiern statt. In Legel wurden an die Angehörigen der Häftlinge etwa 1500 Mark verteilt, die ihnen zum Weihnachtsfest durch Postanweisungen zugesandt wurden. Die Gefangenen erhielten Äpfel, Rüsse usw., einen Christstollen und besonders gutes Essen.

Ein seltsamer Autounfall.

18 Stunden im Dienst.

Ein rätselhafter Fall beschäftigte das Schöffengericht Reutlitz, vor dem sich der 24jährige Kraftwagenführer Gerhard Herzog wegen fahrlässiger Tötung zu verantworten hatte. Der Angeklagte hatte im Herbst dieses Jahres fahren gelernt und war am 5. September morgens aus der Garage fortgefahren. Er steuerte den Wagen bis 2 Uhr nachts, war also bereits 18 Stunden im Dienst, als er nach seiner Angabe am Ringbahnhof Reutlitz eine Fuhre erhielt.

Wie er behauptet, ist eine junge Dame in seinem Wagen eingestiegen, die nach der Spandauer Straße fahren wollte. Herzog legte ein so scharfes Tempo vor, daß in der Kaiser-Friedrich-Straße eine Vollzeitschleife, allerdings erfolglos, verjuchte, das Auto aufzuhalten. Die Beamtin mußten noch im letzten Augenblick zur Seite springen, weil sie sonst überfahren worden wären. Wenige Sekunden später hörten die Vollzeitschleife der Straße einen lauten Knack. Sie eilten in der Dunkelheit an die Stelle und fanden dort die Motorhaube eines Kraftwagens, die sie auf die Vollzeitschleife brachten. Eine andere Vollzeitschleife hatte im oberen Teil der Kaiser-Friedrich-Straße inzwischen einen stark demolierten Handwagen gefunden, der ebenfalls auf die Vollzeitschleife gebracht wurde. Auf dem Wege dorthin sahen die Beamtin in der Elbstraße eine Motorrolle stehen, deren Kühler und rechter Kotflügel schwere Beschädigungen aufwies. Die Motorhaube fehlte vollständig. Im Innern des Wagens lag auf dem Boden ein Gemüsehändler. Im Innern des Wagens lag außerdem eine Röhre. Die Vollzeitschleife fanden noch längerem Suchen den Chauffeur, der über die Art des Unfalls, den sein Wagen gehabt haben mußte, Auskünfte machte und der zuerst behauptete, die im Wagen liegende Röhre gehöre ihm. Der Chauffeur — es war der Angeklagte Herzog — wurde nun festgenommen, und auf der Wache stellte man fest, daß der Angeklagte völlig nüchtern war. Gegen 3 Uhr morgens fand ein Gemüsehändler in der Fußgängerstraße auf den Schienen der Kleinbahn, die für die Ausschachtungsarbeiten der Nordübahn angelegt ist, eine Leiche, die sorgfältig mit einem Sack und einem Bogen Zeitungspapier zugedeckt war. Er benachrichtigte die Polizei, und es wurde festgestellt, daß der Tote ein Händler Altmann aus Reutlitz sei. — In der Gerichtsverhandlung behauptete der Angeklagte, er wolle von einem Zusammenstoß mit dem Handwagen überhaupt nichts gemerkt haben, und es sei ihm auch unerkärllich, wie die Leiche des Händlers, den er zweifellos überfahren hat, auf die Schienen der Kleinbahn gekommen ist. Der Staatsanwalt vertrat die Ansicht, daß Herzog den Händler von hinten überfahren habe und daß er dann die Leiche beiseitegeschleppt und verdeckt habe. Er beantragte gegen Herzog zwei Jahre Gefängnis. Das Gericht erkannte auf eine Strafe von 1 Jahr Gefängnis unter Anrechnung von drei Monaten der erlittenen Untersuchungshaft, billigte dem Angeklagten, obwohl es auf fahrlässige Tötung erkannte, eine dreijährige Bewährungsfrist zu und legte ihm eine Geldbuße von 150 M. auf.

Grüße für dort auf, wünschte ihr glückliche Reise und eine schöne segnete Erholungszeit.

Eva schloß die Augen, als sie aus Berlin hinausfuhr. Sie mochte die hohen Mauern nicht mehr sehen, jene grauen Häuserzellen, die hier im Norden noch viel grauer schienen, noch viel trostloser. Sie lehnte den Kopf hintenüber an die Holzwand und lächelte sich sehr müde.

„Da wird es sicher nett sein, so ganz auf dem Bande,“ hatte Albert gesagt, als sie Abschied von ihm nahm. Bei Schäfers war es; Oreta hatte Geburtstag, drinnen waren viele Gratulanten; Tassen klapperten, Schokolade wurde gereicht; Eva hatte den Moment abgepaßt, als er ging und war zu ihm hinausgeschlüpft vor die Entree. Da standen sie an der Treppe. Sie hatte ihn nicht gebeten, er solle ihr doch einmal schreiben; er sagte das ganz von selber. „Erhole dich nur, du siehst verflucht schlecht aus, Cochen!“ Er sah sie mitleidig an.

Das mußte sie selber, daß sie schlecht ausah, das brauchte er ihr nicht erst zu sagen. Sie war gereizt gewesen, eine Blutwelle schloß ihr ins Gesicht. Von ihm wollte sie das nicht hören, von keinem, aber von ihm erst recht nicht, vor ihm wollte sie hübsch und gesund sein, gesund — ach nur gesund!

Aber jetzt konnte sie sich ja nachgeben, nun brauchte sie sich nicht mehr zusammenzunehmen. Sie ließ die Hände mait in den Schoß hängen, ihre Haltung hatte, trotzdem sie sich anlehnte, etwas Zusammengesunkenes. Wenn sie doch schlafen könnte! Sie hatte ein unendliches Bedürfnis nach Schlaf. Aber es war nur ein Halbschlaf, in den sie verfiel, ein unergütliches Drußeln, bei jeder Station schreckte sie auf; bäuerliche Leute stolperten herein, stolperten hinaus. Nun, dafür würde sie in der kommenden Nacht ganz ungestört, doppelt gut schlafen. Und Neugier zwang ihr die Augen auf. Vom Stettiner Bahnhof war sie schon einmal abgefahren — ach in jenen glückseligen Zeiten, als sie ein Kind war und noch eine Mutter hatte! Die Strecke war ähnlich gewesen, nur daß es damals grüner, warmer Sommer war und jetzt nicht. Es war kalt, der Wagen nicht mehr geheizt, sie froh erbärmlich. Oder war es eine gewisse Beklemmung, wie sie es da treffen würde, oder ihre Blutarmut, die sie so frösteln machte?

Auf Bienen, die halb unter Wasser standen, krustete es sich noch nie und da wie gestroener Säme. In Adersfurchen, unter Hecken zusammengeweht, lag es noch weiß wie verlorene kleine Lächeln. Hier war noch Winter.

(Fortsetzung folgt.)

Pferde, Toto, Jockeys und Tipsters.

28 000 Mark unterschlagen und verwettet.

Wie man aus der Misere heraus zu viel Geld kommen könne, war die tägliche Unterhaltung zwischen dem Buchhalter Stoch und der Kassiererin Fischer. Beide waren bei der Della-Biostop-Gesellschaft angestellt. Schließlich waren sie zu der Meinung gekommen, daß man auf der Rennbahn am schnellsten durch glückliche Wetten Geld verdienen könne. Ihnen selbst fehlte es aber an dem Betriebskapital und so nahm die Fischer zunächst einmal 300 R. aus der Geschäftskasse, um damit das Glück zu versuchen. Mit einem zweimaligen Defizit von 16 000 R. und 12 000 R. und schließlich mit einem Strafprozeß endete die Sache.

Wie es häufig geht, erwieß sich der erste Versuch als ein Fehlschlag. Nun galt es, den Verlust einzubringen und darüber hinaus das gefakte Ziel zu erreichen. Wieder wurde in die Kasse gegriffen, aber auch diesmal hatte man keine glückliche Hand und das Geld war wiederum weg. So ging es nun immer weiter, bis schließlich nicht weniger als 16 000 R. unterschlagen waren. Gelegentlich wurde auch mal ein kleiner Gewinn erzielt, aber den großen Coup erhielten sie nie. Schließlich waren auch die beiden Wetter sogenannten Tipsters in die Hände gefallen, die ihnen für teures Geld angeblich sichere Tipps gaben. Gleichzeitig wurden Bekanntschaften mit Jockeys angeknüpft, um die Beziehungen wirken zu lassen. Sogar ausländische Rennbahnen wurden besucht und die Jockeys wurden zu Jagdgelagen eingeladen. Da der große Coup trotz allem ausblieb und sie vor der Höhe der unterschlagenen Summe schließlich selbst einen Schreck bekamen, entdeckten sie sich der Gesellschaft. Sie hatten Glück. Man wollte ein Auge zudrücken und nahm von einer Anzeige Abstand, da die Sünder reumütig sich verpflichteten, den Schaden wieder gutzumachen. Man sollte meinen, daß diese Geschichte eine gute Lehre und Warnung gewesen wäre, aber Stoch war bereits derart vom Spielteufel erfaßt, daß er auch in seiner neuen Stellung bei der russisch-österreichischen Handelsgesellschaft sich wiederum an dem Gesellschaftskapital vergriß. Dabei ging er in recht raffinierter Weise vor. Die dem Chef zur Unterschrift vorgelegten Schecks änderte er geschickt auf höhere Beträge um und steckte den Mehrbetrag in die Tasche. Alles Geld wanderte wiederum zum Toto und in die Tasche der Tipsters. In einem Zeitraum von zwei Monaten waren wieder über 12 000 R. auf diese Weise unterschlagen und verwettet. Als diese neuen Unterschlagungen entdeckt wurden, kam auch der Della-Fall ans Tageslicht, und so hatten sich Stoch und Fischer vor dem Schöffengericht Mitte wegen schwerer Urkundenfälschung, Diebstahls, Untreue und Hehlerei zu verantworten. Der Staatsanwalt beantragte 1 1/2 Jahr bzw. 9 Monate Gefängnis. Der Verteidiger wies als Milderungsgrund darauf hin, daß die Angeklagten ein Opfer der diesen jungen Leuten geschenkten zu großen Bittmacht bei ungenügender Kontrolle gewesen seien. Das Gericht schloß sich dieser Auffassung an, so daß beide Angeklagte recht milde davonkamen. Stoch erhielt 9 Monate und die Fischer 6 Monate Gefängnis. Es wurde beiden auch für einen Teil der Strafe Bewährungsfrist in Aussicht gestellt.

Ein dreifacher Raubüberfall.

Ein schwerer Raubüberfall wurde auf den Inhaber der Tabakwerke, Wilhelm Wurzel, in der Chausseest. 76 zu Brigg verübt. Wurzel befand sich allein im Laden und sah, mit Rechnungsbüchern beschäftigt, an seinem Schreibtisch, als ein junger Mann eintrat und ihm mit einem stumpfen Gegenstand mehrere wuchtige Hiebe auf den Kopf versetzte, so daß er blutüberströmt zusammenbrach. In diesem Augenblick betrat eine Kundin, Frau Maria Böhme aus der Glasovstraße 36, das Geschäft. Jetzt wandte sich der Täter der Frau zu und schlug auch auf sie mehrmals ein, so daß sie ebenfalls schwer verletzt wurde. Auf die Hilfe der Ueberfallenen eilte ein junger Mann von der Straße aus in das Geschäft. Der Räuber ließ ihn zu Boden und entkam, ehe andere Leute hinzukommen konnten. Wurzel wurde in das Krankenhaus nach Budow gebracht, wo die Ärzte einen mehrfachen Schädelbruch feststellten. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Frau Böhme hat drei fließende Kopfwunden davongetragen und ist auf ihren Wunsch in ihre Wohnung übergeführt worden. Von dem unbekannten Räuber weiß man nichts weiter, als daß er ein junger schmachtiger Bursche ist. Welche Waffe er benutzt hat, steht ebenfalls noch nicht fest. Nach den bisherigen Feststellungen ist er nicht dazu gekommen, etwas zu rauben. Alle Mitteilungen zur Klärung und zur Ergreifung des Täters nimmt Kriminalkommissar Werneburg im Zimmer 80 des Polizeipräsidiums entgegen.

Bargeldlos im Kleinen.

Im Geschäftsverkehr ist es von jeher üblich gewesen, daß der Lieferant bzw. Fabrikant von Waren seinem Abnehmer einen Kredit einräumen mußte. Der gewährte Kredit erstreckte sich oft auf Monate. Der über genügend Geld verfügende Abnehmer, der seine Ware vor Ablauf des Fikels bezahlen konnte, zog sich für die Nichtinanspruchnahme des Kredits einen bestimmten Teil (Stonts) von der Kaufsumme ab. In der Inflationszeit, als Geld und Waren knapp waren, wurde diese die Wirtschaft belebende Einrichtung nicht nur gestrichen, sondern vom Abnehmer mußte die Ware, bevor sie in seinen Händen war, bezahlt werden. Heute ist, trotzdem das Geld auch noch knapp ist, die Gewährung und Annahme von Kredit selbstverständlich. Dieser Verkehr zwischen Lieferant und Abnehmer hat für den letzteren in bezug auf Preisgestaltung oder Qualität der Ware keinen Nachteil. — Anders liegt die Sache bei der Kreditnahme des letzten Verbrauchers, also im Einzelverkauf, kurz genannt: Kauf auf Abzahlung. Wie früher treten auch jetzt wieder die Abzahlungsgehalte auf die Bildfläche. Abgegeben von den üblichen Geschäften, die das Eigentumsrecht sich vorbehalten, bis der letzte Pfennig bezahlt ist und in manchen Fällen rücksichtslos ausüben, muß aber doch auch gesagt werden, daß selbst die besseren Abzahlungsgehalte infolge der erhöhten Unkosten, Zinsverlust und Risiko diese Speisen durch erhöhte Preise oder durch mindere Qualität ausgleichen müssen.

Wie kann nun der Arbeiter sich die Vorteile der Barzahlung zunutze machen? Kurz und bündig gesagt dadurch, daß er die Beträge, die er zur Anschaffung eines größeren Wirtschaftsgutes, Kleidung usw. benötigt, sich ausspart. Man sage nicht, daß in der heutigen schlechten Zeit, wo Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit in erschreckendem Maße herrscht, an Sparen nicht zu denken ist. Es ist richtig, daß ein großer Teil der Arbeiter von der Wirtschaftskrise stark erfaßt ist und nur notdürftig sein Leben fristet. Aber glücklicherweise gibt es wiederum einen Teil, dem es besser geht; außerdem wollen wir hoffen, daß bald bessere Zeiten kommen. Tatsache ist, und das ist das Wesentliche, daß die Teilbeträge, die man bei einem Kauf im Abzahlungsgehalt zu zahlen sich verpflichtet, zur gegebenen Zeit vorhanden sein müssen. Warum also

Was tut Berlin für die Jugend?

Jugendwohlfahrtspflege ist eine Arbeit von bleibendem Wert. Gegenüber der heranwachsenden Generation besteht daher die Verpflichtung, ihre körperliche und seelische Entwicklung zu überwachen und durch geeignete Maßnahmen ihre in der Kriegs- und Nachkriegszeit erschweren Lebensbedingungen zu verbessern. Die Stadt Berlin hat bereits 1917 versucht, durch Schaffung eines Jugendamtes diese Kulturarbeit in die rechten Bahnen zu leiten. Es waren damals im wesentlichen jugendpflegerische Aufgaben, die dem Amte zufielen, und die Durchführung der sogenannten Zentralisation ließ aber die positive Arbeit an der Jugend mehr in den Hintergrund treten. Im letzten Jahr entschloß man sich nun, die gesamte Wohlfahrtspflege einer gründlichen Neuorganisation zu unterziehen und sie zu zentralisieren. Diese Arbeiten sind jetzt so gut wie abgeschlossen, und es ist deshalb interessant, einen Überblick über das neue Arbeitsgebiet des Jugendamtes zu erhalten.

Der Aufgabenkreis.

Der Schwerpunkt der gesamten Tätigkeit liegt in der Jugendpflege, im Fürsorgewesen, in der Krüppelfürsorge, in der Gerichtshilfe, im Vormundschafswesen und im Kampf gegen Schmutz- und Schundliteratur, Alkohol und Alkoholimibbrauch. Straßendienst und Schulaufsicht sind weitere große Arbeitsfelder. Von Bedeutung sind die Bestimmungen über das Zusammenwirken von Berufs- und Jugendamt. In das Bereich der Jugendpflege fällt zunächst die Erholungs- und Kindererziehung, Sorge für die Schlichternährten, Bereitstellung von Jugendheimen und Unterstützung der Wander- und Sportfreunde sind deren Hauptgebiete. Für die Beschäftigung hat man in den letzten beiden Jahren über 60 Landfreize, die hauptsächlich in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Brandenburg liegen, zur Verfügung. Im ganzen hat das Jugendamt im letzten Jahre rund 50 000 Kinder verschickt. Eine große Anzahl war im Auslande und hat dort nicht nur unemigellisch gelebt, sondern ist in den meisten Fällen auch noch reichlich beschenkt worden. Gegenwärtig ist man damit beschäftigt, in Josen zu den bestehenden 2 noch 10 weitere Landaufenthalte zu bauen und einzurichten. Die Frei- und an körperlicher Gemandtheit und Erleichterung der Jugend soll ferner durch die Bereitstellung großer Sportplätze unterstützt werden. Wie weitgehend die Pläne der Stadt in dieser Beziehung sind, sieht man daraus, daß jetzt bestehende Sportflächen um das Dreifache vergrößert werden sollen. Auf Grund eines sorgfältig aufgestellten Planes geht man jetzt daran, in und um Berlin große unbebaute Flächen als Spielplätze sicher zu stellen. Insgesamt 400 000 Quadratmeter sollen nach Ablauf von 10 Jahren zu den bestehenden Sportplätzen hinzukommen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Im Jahre 1935 wird dann der

Durchschnittsmaß an Spielfläche 2,6 bis 2,7 Quadratmeter pro Kopf betragen. (Augenblicklich entfallen auf den Kopf eines jeden Einwohners rund 1 Quadratmeter Spielfläche.)

Vorbeugen ist besser als Heilen.

In der Fürsorgeerziehung, einem weiteren Hauptkapitel im Arbeitsbuch des Jugendamtes, ist neben dem inneren Ausbau der Erziehung vor allem die Beaufsichtigung und Prüfung des Lehrpersonals, das dem Amte obliegt. Die Anwendung des Strafsprinzips in ein Erziehungs- und Vorbeugungsprinzip gehört anerkanntenswerterweise auch zu den Aufgaben des Jugendamtes. In Verbindung mit dieser Aufgabe steht die Bekämpfung des Alkoholimibbrauchs und der Schundliteratur. Hier sind die Arbeiten vor allem vorbeugender Natur. Ausgedehnte Aufklärungsarbeiten sollen durch die Bezirksämter durchgeführt werden. Weiter will man für die Lehrer und Lehrerinnen an den Fach- und Fortbildungsschulen einen Lehrgang zur Bekämpfung des Alkoholimibbrauchs einrichten und in Wort und Schrift Propaganda dagegen machen. Auch die Bekämpfung der homosexuellen Verführung wird jetzt vom Jugendamt in Angriff genommen. Mit dem Spezialbezirksamt des Polizeipräsidiums ist bereits eine rege Verbindung hergestellt, die noch weiter ausgebaut wird. Das Jugendamt ist mit anderen Großstädten, in denen die homosexuelle Verführung jugendlicher eine Rolle spielt, in Meinungsaustausch getreten. In Berlin ist bereits eine pädagogische Sprechstunde eingerichtet, und in besonders schwierigen Fällen werden psychiatrische Untersuchungen vorgenommen werden. Auf die soziale Gerichtshilfe, die ein Hauptarbeitsgebiet des Jugendamtes ist, näher einzugehen, gestattet der Raum mangel nicht. Nur auf die sogenannte Sühnstelle, die mit der Neuorganisation geschaffen ist, soll noch hingewiesen werden. In letzter Zeit mehrten sich in erschreckender Weise die Kinderschändungen. In den meisten Fällen wurden Anzeigen nicht erstattet. Seitdem aber vom Jugendamt im Kriminalgericht eine Meldestelle eingerichtet ist, laufen die Anzeigen bereits häufiger ein, und ermöglichen in vielen Fällen die Festnahme des Schuldigen. Zu dieser Stelle gehört noch der Straßendienst, dessen Aufgabe es ist, auf Plätzen, Kummern, in den Parks und Schandplätzen gefährdete Kinder und Jugendliche zu beobachten, um sie im Notfall schützen zu können. Allerdings bedarf gerade diese Organisation noch sehr der Ausgestaltung.

Dies alles ist nur ein kleiner Ausschnitt, aus dem Arbeitsgebiet des Jugendamtes, aber er zeigt, welche eminent wichtigen Aufgaben hier zu lösen sind, und wieviel Arbeit noch geleistet werden muß. Diese Arbeit im Interesse der Jugend, die die Gesellschaft von morgen ist, wird hoffentlich einst in einer gesunden Generation ihren Segen finden.

der für den Verbraucher nachteilige Weg: Ware, Katalogzahlen und damit verbunden höherer Preis oder mindere Qualität, und nicht umgekehrt: erst Katalogzahlen und zwar in ein Sparbuch und dann die Ware und hiermit alle Vorteile der Barzahlung. Uns ist bekannt, daß die Konsumgenossenschaft Berlin und Umgebung hierzu eine beachtenswerte Einrichtung dadurch geschaffen hat, daß in ihren Warenhäusern alle Sparvorgänge, also Einzahlungen und Abhebungen, sofort erledigt werden. Die Sparbücher können sofort wieder entgegengenommen werden. Wer die oben angelegten Vorteile genießen will, part in einem Sparbuch der Konsumgenossenschaft solange, bis er den benötigten Betrag für den zu kaufenden Gegenstand aufgesammelt hat, geht in das Warenhaus der Konsumgenossenschaft und wird ihm dann statt Geld der betreffende Betrag von seinem Guthaben abgebriebe: „Der bargelose Verkehr im Kleinen.“

Die neuen Monatskarten der Hochbahn.

Vom 1. Januar 1936 ab gelangen, wie mitgeteilt, Monatskarten für die 2. und 3. Klasse auf der Berliner Hoch- und Untergrundbahn zur Einführung, die zu beliebigen Fahrten auf dem gesamten Netz der Hoch- und Untergrundbahn berechtigen. Der neue Monatskarte müncht, gibt in der Zeit vom 29. Dezember bis 7. Januar auf einem beliebigen Bahnhof an einem der besonders bezeichneten Schalter ein gut erkennbares, unaufgezogenes Lichtbild von etwa 5x5 Zentimeter Größe ab und erhält dafür zunächst eine Kontrollnummer. Die bestellte Monatskarte kann dann an dem gleichen Schalter nach einer Frist von 24 Stunden gegen Rückgabe der Kontrollnummer in Empfang genommen werden. Jeder Monatskarte wird ein Abdruck der „Bedingungen für Monatskarten“ beigelegt, die der Fahrgast mit Benutzung der Karte für verbindlich anerkennt. Die Monatskarten müssen vom Inhaber an der hierfür vorgesehenen Stelle eigenhändig unterschrieben werden, und berechtigen erst nach Entleeren der für den jeweiligen Monat gültigen Wertmarken zur Fahrt. Die Wertmarken für den Monat Januar können zum Preise von 11 R. für die 3. Klasse und 16 R. für die 2. Klasse vom 29. Dezember bis 7. Januar einschließlich an den durch Aushang kenntlich gemachten Monatskartenschaltern gekauft werden. Vom 8. Januar ab werden Monatskarten und Wertmarken nur von der Betriebsverwaltung, Berlin W. 9, Köthener Str. 12, werktäglich von 9 bis 4 Uhr, Sonnabends bis 1 Uhr verausgabt.

Rektor Lörring von der 126. Gemeindeschule in der Eulmstraße, über dessen Tod durch Leuchtgasvergiftung wir berichteten, soll nicht seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht haben. Die Kriminalpolizei nimmt Selbstmord an, aber eine von anderer Seite gegebene Darstellung läßt die Möglichkeit offen, daß es sich um einen Unfall handelt. Lörring hat anscheinend die Absicht gehabt, Gas anzuzünden, hat zunächst den Gasahn gedimmt und dann nach den Streichhölzern gesucht, die im Lichtlofen lagen. Er hat, wird angenommen, den Gasahn zu schließen vergessen, ist beim Suchen von einem Umwohlerin befallen worden und ist dann in dem umgebenen ausströmenden Gas erstickt. Der 51jährige Mann soll keinen Grund zum Selbstmord gehabt haben. In den Weihnachtstagen gedachte er an einer Studienreise nach Bayern teilzunehmen und das Waldschneewert zu besichtigen.

Folgende sozialistische Gesänge sprechen in der Weihnachts- und Neujahrszeit: Varrer Franke in der Heilig-Kreuz-Kirche am Dönhofsplatz (Katholische Kirche) am 1. Feiertag nachm. 6 Uhr, am 27. Dezember vorm. 10 Uhr, am Spätheritag nachm. 11 Uhr, am Neujahrstag nachm. 6 Uhr. Varrer Karl Schmidt in der Thomas-Kirche am Mariannenplatz (Ev.-Luth.) am 1. Feiertag nachm. 6 Uhr und am Spätheritag nachm. 6 Uhr. Varrer Vleier in der Trinitatis-Kirche Reichsplatz-Bldg in Charlottenburg am 1. Feiertag nachm. 6 Uhr und am Spätheritag nachm. 11 Uhr. Varrer Dr. Dr. Pichowski

in der Philipp-Melanchthon-Kirche in Kreuzb. Kanalstraße 16 am 11. Feiertag vorm. 10 Uhr, am 27. Dezember vorm. 10 Uhr und am Neujahrstag vorm. 10 Uhr.

Deckeneinsturz auf dem Hauptbahnhof Darmstadt.

Zwanzig Personen verletzt.

Darmstadt, 24. Dezember. (W.F.B.) Heute nachmittag brach im Hauptbahnhof Darmstadt die Rahmdecke des Hauptdurchganges zwischen Vorhalle und Bahnsteigsperrre herunter und verletzte 20 Reisende, die sich gerade in diesem Durchgang befanden. Die Sanitätswagen vom roten Kreuz und die Rettungswache der Feuerwehr waren bereits nach zehn Minuten zu Stelle. Die schwerer Verletzten wurden sofort nach dem städtischen Krankenhaus gebracht. Die eingestürzte Decke ist eine Rahmdecke von 200 Quadratmeter Flächeninhalt. Die Decke löste sich zunächst an einer Ecke; ein großer Teil der sich in der Bahnhofshalle aufhaltenden Personen hatte dies noch rechtzeitig genug bemerkt, um sich in Sicherheit bringen zu können. Diefem Umstande ist es zu verdanken, daß von den hundert Personen, die sich in der Bahnhofshalle befanden, nur verhältnismäßig wenige verletzt wurden. Die Ursache des Einsturzes ist noch nicht festgestellt.

Schweres Unglück bei einer Weihnachtsveranstaltung in Amerika. In der Stadt Erie in Pennsylvania brach während einer Weihnachtsveranstaltung einer dortigen Zeitung, an der 5 000 Kinder teilnahmen, durch den Zusammenbruch einer Galerie Panik aus. Bei dem Versuch der Menge, zu den Ausgängen zu gelangen, wurden drei Kinder getötet und zahlreiche andere Kinder schwer verletzt.

Aus der Partei.

Zum Fall Jenke.

Zu den auf einer unter kommunistischem Vorsitz veranstalteten Versammlung erhobenen Vorwürfen gegen die Haltung des Vorstandes der Vereinigung sozialistischer Studenten Berlins im Fall Jenke, nahm eine außerordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung sozialdemokratischer Studenten Stellung. Dem Vorstand wurde das Vertrauen ausgesprochen. Ein „offener Brief“ der Kommunisten, in dem nach berühmtem Muster die Einigung über die Köpfe des Vorstandes hinweg empfohlen wurde, wurde mit Entrüstung zur Kenntnis genommen. Man stellte sich auf den Standpunkt, daß unbeschadet der kommunistischen Vorwürfe die sachliche Arbeit im Fall Jenke fortzusetzen sei und sagte hierzu in bezug auf die zukünftige Haltung gegenüber der kommunistischen Studentengruppe einstimmig folgende Resolution:

„Gegen Veranstaltungen in Gemeinschaft mit der Kommunistengruppe und den übrigen linksstehenden Gruppen des Kartells republikanischer Studenten bestehen keinerlei Vorbehalte. Zu einer Zusammenarbeit mit der kommunistischen Gruppe im Sinne der zu erstrebenden gemeinsamen Front der Arbeiterparteien ist die Vereinigung sozialdemokratischer Studenten in dem Augenblick bereit, an dem die Kommunisten eindeutig beweisen, daß sie an einem solchen Zusammengehen nicht ein tatsächliches, sondern wie die Vereinigung sozialdemokratischer Studenten ein sachliches Interesse haben. Die Mitgliedschaft der Vereinigung sozialdemokratischer Studenten betrachtet es als selbstverständlich, daß bei allen derartigen Aktionen, wie auch bei allen eventuellen Vorverhandlungen, an beiden Seiten der Ton voller Gleichberechtigung herrscht, und hält daher ultimatives Vorgehen irgendwelcher Art von vornherein für verfehlt.“



Krise und Löhne.

Der Weihnachtengel des Reichsverbandes der deutschen Industrie.

Es gibt nicht viele Weihnachten, denen die deutschen Arbeiter, Angestellten und Beamten mit so brennender Sorge entgegenzusehen haben, als dem diesjährigen. In ihren Herzen brennt mehr als je die Sehnsucht nach wenigstens den paar Tagen Freude und Sorgenlosigkeit um Weihnachten, auf die hin er wochenlang vorher schon seinen Verdienst auf knappste Ausgaben stellt, um wenigstens in der Illusion froh zu sein, auch ihm und den Seinen sei im kapitalistischen System Fest zu feiern vergönnt. Die deutsche Arbeiter-, Angestellten-, Beamtenchaft geht in diesem Jahre zu Millionen zum Fest als Arbeitslose, Kurzarbeiter, Entlassungs- und Abbaureise, die sich nichts mehr absparen konnten, die vom Pfandleiher kommen am „Heiligen“ Abend, um ihre Illusion vom Weihnachtsfest zu feiern. Sie wird ihr Fest feiern im Rahmen der lähmenden Ungewißheit, was die Krise ihnen bringen wird, wenn der angstumflatterte Rausch der Festillusionen vorbei sein wird.

Lohn und Arbeitelieben.

Das Leben des nur arbeitenden Menschen, alles was er an Lebenswillen und Lebenswünschen hat, erschöpft sich im kapitalistischen System in der Ziffer seiner Lohnbühne, in der Tarifklasse seiner Angestelltenstätigkeit, in der Gehaltsklasse seiner Beamtenfunktion. Er ist ein Kostenfaktor, ein Kalkulationsfaktor in der Rechnung der privatkapitalistischen Unternehmer, wie zu dem Gebe, das im Betriebe „arbeitet“, der Profit komme, um den allein nach ihrem Willen der Schornstein rauchen, die Staatsmaschine laufen soll. Gleich dem Rohstoff, dem Schmieröl kaufen sie die Arbeitskraft, den Staatsdienst zum billigsten Preis, zur „rentabelsten“ Ausbeute des Betriebs, zum höchstmöglichen Ertrag der „Wirtschaft“. Gleich der vollabgeschriebenen, wertlos gewordenen Maschine wird er im Alter abgewradelt. Gleichwie in Konstruktionsbüros und Laboratorien neue Ruster, Patente, Verfahren, so wird der junge Nachwuchs zu anteiligen oder gar vollen Selbstkosten in öffentlichen und Betriebschulen zur höchsten Leistung vorbereitet, zum Segen und zum Ruhm des „Ertrags“. Der nur arbeitende Mensch, gleichviel wo er steht, wird im kapitalistischen System geboren als zukünftiger, er stirbt als abgebuchter Kosten- und Rentabilitätsfaktor.

Der Unternehmer und seine Verantwortung.

Wenn die arbeitende Menschheit in solcher Weise ausgebeutet ist kraft der Wirtschaftsverfassung, kraft der bestehenden Rechtsordnung, der sollte seine wirtschaftliche Funktion verstehen. Die kapitalistische Wirtschaft ist in ihrer Anlage ein unrationelles, in ihrer ethischen Struktur ein unethisches System. Aber wenn die Unternehmer genug Verstand entwickeln, es wenigstens in ihrem Profitinteresse nicht zu leisten, so sichert es trotz Kriegen und Krisen, auf die Dauer gesehen, dem arbeitsfähigen Menschen wenigstens Beschäftigung und die Möglichkeit, für die Verbesserung seiner Existenz und die Veränderung des Systems zu kämpfen. Die deutschen Unternehmer hatten weder im Kriege, noch in der Inflationszeit, noch nach der Währungsstabilisierung den Verstand, für den sie gegenüber ihrem eigenen System und ihrem eigenen Interesse verantwortlich sind. Die deutsche Volkswirtschaft steht heute, zwei Jahre seit Festigung der Währung, vor ebensolchen Krisen- und Zusammenbruchgefahren wie im Katastrophenherbst 1923. Das einzige, was fest steht, ist die Währung; und daran haben die deutschen Unternehmer kein Verdienst.

Die deutschen Unternehmer ahnen die Gefahren, vor denen ihr System wiederum steht. Der Reichsverband der deutschen Industrie hat ein Programm veröffentlicht, das nach seiner Meinung die Krise lösen, die Wirtschaft retten muß, wenn es nur von allen, besonders der Arbeiterschaft, anerkannt wird. Darin raten die Unternehmer der Arbeiterschaft zur Vernunft und zum Frieden; sie machen ihr Vorschläge zur Lohnpolitik, die die Arbeiter- und Angestelltenchaft annehmen soll, damit die Krise beendet, die Wirtschaft gerettet wird. Wir wollen, wie wir schon andere Vorschläge der Unternehmer geprüft haben, auch diese Vorschläge prüfen.

Täuschendes Entgegenkommen.

Sie scheinen nicht kleinlich diesmal, die Unternehmer. In der Begründung ihrer Vorschläge sagen sie über die Lohnfrage: „Die Lohnpolitik der Industrie verfolgt keinen unwirtschaftlichen Druck auf den Lohn, sondern sie geht im Interesse der Leistung wie der Hebung der Kaufkraft (höri!) nach weiterer Steigerung des Reallohnes. (höri, höri!) Ueberdies würdige auch die Industrie durchaus die Bedeutung eines hohen Einkommens für alle Teile der Bevölkerung als eines wichtigen Faktors zur Belebung der Wirtschaft. Wir sind mit der Arbeiterschaft über das wichtige Erfordernis der Bildung neuen Kapitals einig. Neues Kapital kann durch Erparnis aus dem Einkommen (!) gewonnen werden.“

Wer das liest und wer weiß, was war, der läßt sich an den Kopf. Noch vor einigen Wochen war Lohnherhöhung gleichbedeutend mit Inflation, Kapitalbildung konnte und durfte nicht aus Lohn- und Gehaltsüberschüssen, sie durfte nur aus der Steigerung der Rentabilität erfolgen. Die Stärkung des Inlandsmarktes durch Steigerung der Löhne und Gehälter, das Hauptargument der Arbeiterschaft um ihren Kampf zur Erzwingung einer rationalen und gesund funktionierenden Wirtschaft, war für die Unternehmer ein Argument der Vernichtung, nicht der Gesundung der Wirtschaft. Man könnte glauben, die Unternehmer hätten sich wirklich eines anderen besonnen.

Aber man darf unbesorgt sein. Es bleibt bei den Unternehmern bei dem großen Gegensatz von Schein und Wirklichkeit. Was sie sagen, meinen sie nicht; und was sie meinen, sagen sie nicht. Was sich verändert hat, gemäß der gefährlichen Situation, in der sie sich befinden, ist der Jungensplag, mit dem sie sprechen. Sie haben nämlich schnell, zum speziellem Gebrauch für die Krise, eine neue Wissenschaft vom natürlichen und geordneten Lohn zusammengemurmelt, die man kennen muß, um ihre neue Sprache zu verstehen.

Für sie ist die Lohnhöhe nämlich nicht mehr das Ergebnis des Kampfes um den Preis der Arbeitskraft, wie es im kapitalistischen System selbstverständlich ist, und des Ausmaßes, indem die Arbeiterschaft die Staatsmacht ihren Interessen dienstbar macht. Die Höhe des Lohnes ist von vornherein bestimmt durch ihre Wissenschaft von einem natürlichen und gerechten Lohnsystem, in dem der Lohn nicht Kampfgegenstand, sondern Ausdruck eines „objektiven“ begreifenden „Produktionstoseinfaktors“ ist.

Was die Unternehmer wirklich meinen.

Man erschreke nicht; die Sache wird nicht kompliziert und gelehrt; denn was die Unternehmer damit wirklich meinen, ist sehr einfach. Dieser objektive zu begreifende Produktionstoseinfaktor ist nämlich das, was wir oben das im Vergleich mit dem Schmieröl und den Rohstoffen die Rolle des Lohnes genannt haben, wie die Unternehmer sie verstehen. Es ist die Auffassung, wie der Lohn beschaffen sein muß, damit er wie das Schmieröl und das Rohmaterial als Profit möglichst zu Buche schlägt.

Eine „Vergrößerung des Einkommens“ ist nämlich unmöglich, wenn sie auf Kosten des Unternehmers gehen soll — so meinen die Unternehmer. Als Unterlage für jede Lohnherhöhung muß die Arbeiterschaft vorher den Abfall und den Gewinn des Unternehmers gesteigert haben. Geht das nicht, dann beginnen die Warenpreise und die Löhne ein neues Rennen, und es kommt eine neue Inflation. Wo die Löhne den Vorkriegsstand noch nicht erreicht haben, dürfen sie auch nur erhöht werden, wenn durch die Lohnherhöhung auch eine gleichzeitige Steigerung der allgemeinen Produktivität erreicht wird. Diese allgemeine Produktivität ist aber ein ganz besonderes Ding. Es ist nicht das Mittel zur Überwindung der gegenwärtigen Wirtschaftskrise, das einzige, was uns heute auf den Rängen brennt, nicht jene Rationalisierung und Reinigung der Wirtschaft, die erzwungen wird durch höhere Löhne, sondern eine Produktivität, die die Dividende, die Rente steigert und wo sie heute fehlt, sie ohne Opfer der Unternehmerschafft. Die Lohnhöhe ist nicht zu bemessen nach dem Markt, den die Industrie braucht, um beschäftigt zu sein, sondern hängt ab von dem Markt und dem Absatz, wie sie heute sind. Wenn schon Arbeitslosigkeit vorhanden ist, was immer ein Zeichen unrationeller Wirtschaft ist, so soll nicht durch Hochhaltung der Löhne die Wirtschaft rationaler gestaltet werden, sondern der schlechte Arbeitsmarkt soll die Löhne nach unten verändern. Obwohl heute durch die unvernünftige Organisation der Wirtschaft die Preise und die Produktionskosten zu hoch sind, sollen nicht hohe Löhne eine vernünftiger, billigere Produktion durch größere Umfänge herbeiführen, sondern die Löhne sollen und müssen sich nach den heutigen Produktionskosten bemessen. Und nicht nur dies: was heute an höheren Frachten, Steuern, Soziallasten, Zinsen, auch Reparationen die Produktionskosten erhöht, das soll für die Betriebe nicht dadurch leichter tragbar gemacht werden, daß die inneren und sachlichen Betriebskosten und vor allem die Gewinnaufprüche gesenkt werden; sondern die Löhne sollen entsprechend tiefer stehen, das einzige, was die Senkung der übrigen Produktionskosten herbeizuführen vermag.

Man steht, es bleibt nichts übrig von der weiteren Steigerung des Reallohns, von der „Hebung der Kaufkraft“, von der „Steigerung des Einkommens“, von der Kapitalbildung aus den Löhnen und Gehältern. Uebrig bleibt einzig und allein und tatsächlich der unwirtschaftliche Druck auf den Lohn, den die Unternehmer, wie sie behaupten, keineswegs verfolgen. Was vom sozialen Frieden im Programm zu stehen scheint, ist ettel Phrasen und Wind. Und es muß auch ettel Wind und Phrasen sein; denn im kapitalistischen System gibt es keine Friedensbotschaften, sondern nur Interessen, die sich als Friedensbotschaften ausputzen, um zu bestehen. Auch wie viele Friedensbotschaften hat die Arbeiterschaft schon kennen gelernt, wenn es „Wirtschaft in Not“ hieß, während nur den Unternehmern bange wurde. Die Arbeitsgemeinschaft 1918/19, die der Teufel holen durfte, als die Industrie in Inflationsreichtum schwamm, den paritätischen Reichswirtschaftsrat, als Bremsfloß gegen die Gefahren der Sozialisierung willkommen, heute überflüssig und gefährlich, wo er die Position der Arbeiterschaft verbessern könnte, das Schlichtungs- und Schiedswesen, wo es nicht zum Ausbruch volkswirtschaftlicher Notwendigkeiten wurde, sondern den Unternehmern nützlich war. Die Arbeiterschaft kennt heute die Melodie, sie kennt auch den Text der Sirenenorgänge der Unternehmer, auch wenn sie noch so verführerisch gesungen sind.

Die Weihnachten, die die deutsche Arbeiterschaft feiern darf, sind wirklich so ernst und sorgenvoll, wie sie scheinen. Darüber täuscht keine Volkshoheit des Reichsverbandes der deutschen Industrie hinweg. Die Arbeiterschaft ist, das beweist die Volkshoheit des Reichsverbandes, auf ihren eigenen Verstand und ihre eigenen Kräfte angewiesen, wenn der Gesundung der Volkswirtschaft gedient, wenn die Krise der Wirtschaft einem guten Ende zugeführt werden soll. Sie muß ihre Sorgen ernst nehmen, als daß sie sie Volkshoheit anvertraut, die sich an andere richten. Wie sie weiß, daß sie um die Beilegung des kapitalistischen Systems kämpfen muß, auf lange Sicht, so weiß sie auch, daß sie im kapitalistischen System, solange es besteht, für dessen Gesundheit kämpfen muß, heute und immer. Das kann kein Unternehmer und kein Unternehmervorstand. Dem Unternehmer ist die Volkswirtschaft nur Mittel, nicht Zweck. Sollte sie ihm Zweck sein, müßte er auf das kapitalistische System verzichten. Die Unternehmer verstehen von der Wirtschaftsführung nur etwas, solange sie davon nichts zu verstehen brauchen, weil alles ohnehin im alten Trott geht. Ist die Volkswirtschaft einmal aus dem Gleise geworfen, so kann ihr ärmlicher Profitverstand nur noch das Gleis und den Unterbau zerstören, nicht aber die Volkswirtschaft wieder stellen. Das kann nur die Arbeiterschaft, denen das Gesamtinteresse eine Lebensnotwendigkeit ist, gerade weil ihnen kein Privatkapitalinteresse möglich ist.

Fünfzig Jahre Reichsbank.

Am 1. Januar 1926 jährt sich die Gründung der Deutschen Reichsbank zum 50. Male. In ihrem Namen ist ein solcher Klang. Denn sie wurde durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 wieder als eine Bank des Reiches gegründet, noch ist sie eine Staatsbank. Sie war und ist noch heute nur eine privilegierte Privatbank. Solange aber das Reich eine Wirtschaftsgesellschaft darstellt, die von den Staatsgrenzen umschlossen ist, ist sie die Zentralbank dieser Wirtschaftsgesellschaft, und ihr juristischer Privatcharakter ist nur eine Form. In diesem Charakter als Zentralbank der deutschen Wirtschaftsgesellschaft hat auch das Autonomiegesetz von 1922 und das Dawes-Gesetz über die Reichsbank vom 30. August 1924 nichts geändert. Das Autonomiegesetz hat die Leitung der Reichsbank nur aus der Hand des Reichstanzlers in die Hand des Reichsbankdirektors gelegt, das Dawes-Gesetz vom August 1924 hat die Kontrolle der Reichsbank durch einen internationalen Vertrag, der durch das neue Gesetz Bestandteil des deutschen Staatsrechts ist, verändert.

Die Reichsbank ist das Geschöpf einer bedeutsamen wirtschaftlichen und politischen Umwälzung. Wirtschaftlich das Reultat der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands im Zollverein, politisch der Ausdruck der 1871 erfolgten Herstellung der deutschen Reichseinheit. Ihre Gründung, um die sich Ludwig Bamberger größte Verdienste erworben hat, der bedeutendste praktische Währungs- und Bankfachmann der Reichsgründungszeit, bedeutete zugleich die Vorbereitung der Einheitswährung im Deutschen Reich und den Sieg der Goldwährung über die Silberwährung. Zur zentralen Währungsbank macht sie ihr Aktienprivileg, zur Zentralbank ihre Diskontopolitik, die aber nur eine Funktion des Grades der Herrschaft ist, die sie sich auf dem Kapitalmarkt zu verschaffen weiß. Sie war und ist das Rückgrat dessen, was man als Währungsbeziehung kann, jener Abrechnung und Ausgleichung von Zahlungen, die weder des gemünzten noch des Notengeldes bedarf.

Die Bedeutung ihrer Stellung als Währungs- und Zentralbank ist ungeheuer. Zum Guten, wie zum Schlechten. Zum Guten, das bewies ihre Bedeutung bis zum Kriege. Zum Schlechten, das bewies ihre Rolle in der Inflation. Was der Leiter der Reichsbank kann, was er von der geradezu entscheidenden Bedeutung einer stabilen Währung und der Regulierung des Kapitalpreises für die gesunde Funktion einer modernen Volkswirtschaft versteht, entscheidet über das Schicksal der Wirtschaftsgesellschaft, deren Vertrauensmann er ist. Das zeigte sich bei Hosenstein, als er Währung und Diskontopolitik „dem Eingangsbleiben der Wirtschaft“ opferte, ohne zu sehen, daß die kapitalistische Wirtschaft zusammenbrechen müßte, wenn die Zügel der Geldwert- und der Kapitalpreisregulierung am Boden schleifen und schließlich privatkapitalistischen Spezialinteressen überantwortet werden. Bei Schacht muß sich noch zeigen, daß, nachdem er die Währung stabil erhalten hat, er auch der Wirtschaft ihre Stabilität wiedergeben kann. Denn zum größten Teil ist das die Funktion des Reichsbankpräsidenten.

Die Reichsbank wird, wie berichtet wird, zu ihrem Jubiläum eine Denkschrift veröffentlichen. Es ist zu hoffen, daß das Material, das sie über die Entwicklung und Tätigkeit der Reichsbank in den fünfzig Jahren ihres Bestehens veröffentlichen wird, ein wichtiger Beitrag zur Wirtschafts- und Währungsgeschichte Deutschlands sein wird.

Der Aufwertungswert der Berliner Stadtanleihen 1919—1923.

Das Anleihebüchlein hat bestimmt, daß bei der Aufwertung der Stadtanleihen aus den Inflationsjahren von dem Goldwert ausgegangen wird, den die Stadt für die von ihr ausgegebenen Anleihebündel erhalten hat. Es mußte deshalb der Wert des Ertrages dieser Anleihen unter genauer Umrechnung für jeden Eingangstermin ermittelt werden. Dies umständliche Arbeit, die auch der Treuhänder verlangt hat, ist, wie der Sächsisch-Rachschlösschenamt mitteilt, inzwischen durchgeführt und dem Herrn Oberpräsidenten eingereicht worden. Danach ergibt sich für die einzelnen Nachkriegsanleihen Berlins folgende Uebersicht:

Bezeichnung der Anleihe	Goldwert nach dem Aufwertungsgesetz in %	Ueberschuss- oder Minderungs- betrag in %	Ueberschuss- oder Minderungs- betrag in %
Berliner Anleihe 1919	29,02	0,59	2,96
Verbands-Anleihe 1919			
über 141 Millionen Mark	12,00	0,32	1,58
über 6,8 Millionen Mark	10,40	0,26	1,20
Berliner Anleihe 1920	2,82	0,083	0,29
Verbands-Anleihe 1920	1,44	0,056	0,18
Berliner Anleihe 1923 I.	0,047	0,0012	0,006
Berliner Anleihe 1923 II.	0,01842	0,00044	0,0022
Berliner Anleihe 1923	0,0020	0,00005	0,00025
Charlottenburger Anleihe 1919	19,41	0,49	2,43
Spandauer Anleihe 1919	9,67	0,24	1,20

Bei den nach dem 1. Juli 1920 ausgegebenen Anleihen gibt es keinen „Ueberschuss“ im Sinne des Aufwertungsgesetzes. Es wird aber erwartet, daß die ursprünglichen Zeichner dieser Anleihen, die Uebervorteil, durch das preisliche Aufwertungsgesetz den Ueberschüssen gleichgestellt werden.

Der Fluch der Inflationsgewohnheiten.

Die Handelskammer Hamburg nimmt in einem umfangreichen Bericht zu den wichtigsten Fragen des vergangenen Wirtschaftsjahres Stellung. Die Handelskammer schreibt:

„Ihr weithin sichtbares Kennzeichen erhielt die Krise durch den Zerfall der in der Inflationszeit ohne genügende Rücksicht auf Lenkbarkeit und gegenläufige Ergänzung geschaffenen Schwermessungen. Das Schicksal dieser Kongerne ist eine deutliche Warnung vor der Ueberschätzung der nicht gewinnbringend arbeitenden „Substanz an sich“ als Kapitalanlage oder Stenerquelle und enthält zugleich einen ersten Beitrag zu dem mit der Ausdehnung der Wirtschaftsgesellschaft immer dringlicher werdenden Probleme wirtschaftlicher Führung.“

Die deutsche Krise werde verschärft durch eine internationale Störung des Güterumlaufes. Der Bericht fährt fort:

„Somit erscheinen, wenn in der Tat der Zeit politischer Erregung eine auf Friedenswerte eingestellte Entspannung folgen sollte, die objektiven Aussichten für immer wieder vom Weltmarkt kommende Anregungen nicht so trübe, wie unter dem Druck der heimischen Verhältnisse vielfach angenommen wird. Eine ernste Frage ist jedoch, wie weit die deutsche Wirtschaft von sich aus gerüstet ist zur Teilnahme an einer wieder günstigeren weltwirtschaftlichen Konjunktur. Die Wiedererlangung der Agrarabfälle hat, wie von der Handelskammer nicht anders erwartet, die Krise der Landwirtschaft nicht aufgehoben vermocht. Die haaltliche Steuerpolitik kann die Handelskammer nicht als die alleinige Ursache der wirtschaftlichen Schwermessungen bezeichnen. Die überwiegenden Behauptungen verdunkeln nach ihrer Ansicht, in wie hohem Maße die übermäßige Steuererhebung zur Schwächung des Betriebskapitals beiträgt.“

Weiter beschäftigt sich der Bericht mit Fragen der inneren Wirtschaftspolitik und geht hierbei auf den Reichswirtschaftsrat ein.

Preiserhöhungen in der Baumwollveredelungsindustrie.

Der Verband der deutschen Veredelungsanstalten für Baumwolle in Leipzig läßt, wie „Die Baumwoll“ berichtet, am 1. Januar und 1. Februar 1926 ab Preiserhöhungen erheben, die 10 bis 20 Proz. vom Veredelungslohn ausmachen. Diese Preiserhöhungen stellen eine außerordentliche Belastung für den Baumwollwarengroßhandel dar, da er bei den bereits abgeschlossenen Verträgen die sehr beträchtliche Preisdifferenz von seinen Abnehmern nicht nachfordern kann.

Auch diesem Wege kommen wir ganz bestimmt nicht aus der Krise heraus!

Ueber die Firma Johannes Röhrenmeister in Freiberg i. S., die eine Flachbereiungsbau betreibt, ist die Geschäftsaufsicht verhängt worden. Röhrenmeister ist derjenige, dessen Auto bei dem Rathenau-Word benutzte wurde.

Geistige Waffen.

Wissenschaft und Arbeiterbewegung.
Von Adolf Braun.

Wir entnehmen die folgenden Ausführungen dem demnächst erscheinenden ersten Heft der „Bücherwarte“, Zeitschrift für sozialistische Buchkritik mit Beilage „Arbeiterbildung“, herausgegeben vom Reichsausschuss für sozialistische Bildungsarbeit in Berlin. Das neue Unternehmen sei bei dieser Gelegenheit nochmals aufs eindringlichste empfohlen. Redaktion des „Vorwärts“.

Wenn die Bildung nicht Gemeingut aller Glieder der herrschenden Klassen ist, so ist das ausschließlich ihre Schuld, denn alle Angehörigen der besitzenden Klassen besaßen und besitzen die ökonomischen Möglichkeiten sich zu erheben und zu erfreuen an dem, was Kunst und Wissenschaft aller Völker, der Chinesen, der Römer, der Griechen, der Franzosen und Engländer, der Spanier und der Deutschen den mittelbenden wie allen kommenden Generationen geschenkt haben. Wie ganz anders ist es beim Proletariat. Wären seine Angehörigen noch so bildungshungrig sein, unter Tausenden gibt es nur vereinzelte, die, wenn sie auch den Namen eines Confucius, eines Homer, eines Horaz, eines Shakespeares, eines Lessings und Goethes gehört haben, deren Werke selbst gelesen haben. In noch viel höherem Maße gilt das von der Wissenschaft. Darwin und Marx, Mommsen und Ranke, Burckhardt und John Stuart Mill sind leider für viele Proletarier oft nicht mehr als Namen. Ein späterer Geschichtsschreiber wird bei der Erforschung der Ursachen des langsamen kulturellen Aufstiegs der Menschheit, der Not der Massen an Brot und Wohnraum auch ihre geistige Not an die Seite stellen müssen.

Diese Not ist nicht Schuld der Kollektiven, sie muß vielmehr zu den schwersten Anlagen gegen die kapitalistische, die Massen ausbeutende Gesellschaftsordnung führen. Ruhte schon ein Schiller und Kleist das Gefühl tief niederdrücken, daß ihre Werke nur für eine dünne Oberschicht der Gesellschaft geschaffen wurden, so sind heute diese Erkenntnisse noch viel schmerzhafter.

Es ist eine der großen kulturhistorischen Leistungen des Sozialismus, daß er den Bildungsdrang der proletarischen Massen geweckt hat. Lassalles Namen würde nie vergessen werden, wenn er auch nur den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Arbeiterbewegung aufgezeigt hätte. Niemand von uns wird sich der Bewunderung und Dankbarkeit denen gegenüber entschlagen wollen, die voller Liebe zur Menschheit die Ungerechtigkeit der sozialen Zustände empfunden haben und im dichterischen Flug eine Utopie, ein Nirgendwo zeichneten, in dem soziale Gerechtigkeit, menschliche Eintracht und Frieden herrschen. Den Sozialismus der letzten, der gegenwärtigen und der kommenden Generationen kennzeichnet die wissenschaftliche Fundierung des Sozialismus, die Erkenntnis des Wesens der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, ihrer Triebkräfte und Krisen, ihrer Zusammenballungen zu Krisenereignissen, ihrer Verwüstungen, ihrer Klassencheidung, ihrer Aufsaugungen und Konzentrationen, aber auch ihrer mannigfachen Anregungen für Wissenschaft und Technik, für Verkehr und Handel, für die Umgestaltung der Welt von Grund auf. Der wissenschaftliche Sozialismus hat uns nicht nur diese Fülle von Erkenntnissen gebracht, er hat uns auch gelehrt, die Triebkräfte der Geschichte durch die Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung zu erkennen und damit die geschichtlichen Zusammenhänge und Ursachen der wirtschaftlichen Entwicklung zu begreifen.

In die Zeit des Hochkapitalismus fällt auch ein Massenbetrieb in allen Wissenschaften. Von Grund auf werden die Wissenschaften neu aufgebaut, ein gewaltiger Massenbetrieb auf allen Gebieten der Forschung und der Darstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse ist für unsere Zeit kennzeichnend. Ein Zeitgenosse von Karl Marx ist Charles Darwin, der so wie Marx die Nationalökonomie, die Wissenschaften vom Leben der Tiere und Pflanzen auf neue Grundlagen gestellt hat. Biologie, Chemie, Physik, Astronomie gehen heute von ganz anderen Voraussetzungen aus als vor hundert Jahren.

Fast alle diese gewaltigen Revolutionen der Wissenschaft und ihre Anwendung kommen vor allem den herrschenden Klassen zugute und bleiben zum allergrößten Teil den Arbeitermassen verhüllt. Nirgends ist aber der Durst nach Aufklärung, nach Erweiterung des geistigen Gesichtsfeldes so lebendig wie gerade in der Arbeiterklasse. Das Wissen an sich, das Wissen ohne Hoffnung auf praktischen Vorteil ist für hunderttausende Arbeiter, Angestellte, auch schon für viele Arbeiterinnen Gegenstand starker Sehnsucht, der zu gemühen sie selten die Möglichkeit haben. Nur gar zu oft müssen sie Umwege machen, um sich diesem Ziele auch nur entfernt zu nähern. Aber das Wissen ist für die Arbeiterklasse nicht nur Wissen an sich, es kann auch Wehr und Waffe sein im Klassenkampfe. Das geistige Erbe früherer Generationen von Arbeitern, die Erkenntnis vieler ungeeigneter Kampf-

methoden, die Vermittlung der Erfahrungen der Arbeiterklasse in Ländern, deren Sprache nicht die unserer ist, die Beleuchtung der kapitalistischen Entwicklung und ihrer Ausbeutungsmethoden, die Erkenntnis der verschiedenen Lohnsysteme und der Gefahren der Überarbeit, der Einbiß in die Gesetzgebung, die mehr zur Schädigung der Arbeiterklasse als zu ihrem Schutze geschaffen wurde, die Belehrung über die Berufskrankheiten und Berufsunfälle, die Anleitungen zur Ausübung der Redekunst und der Denkmethode, aber auch schon allein die Ausweitung des geistigen Gesichtskreises der Arbeiter und Angestellten vermögen die Stellung der Arbeiter im Klassenkampfe zu kräftigen, ihre Kampfmethoden auszubilden und die Erfolge des Klassenkampfes zu steigern.

Die geistige Hebung der Arbeiterklasse macht sie kampffähiger bei ihren Auseinandersetzungen mit ihren Ausbeutern und deren Organen, sie erspart der organisierten Arbeiterklasse viele falsche Wege auf dem steinigem und mit Fallstricken überreich besäten Wege nach politischer Selbständigkeit und wirtschaftlichem Aufstieg. Die praktischen Erfahrungen der Arbeiter werden im Werte gesteigert durch die Ausnutzung der Erfahrungen früherer Generationen wie durch die der Arbeiterklasse fremder Länder und durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen. Aber neben dem praktischen Nutzen der geistigen Betätigung der Arbeiter und Angestellten darf auch die Bedeutung der geistigen Gymnastik für die Arbeiterklasse nicht übersehen werden, die nicht ausgehen darf im Dienst des Kapitalismus und in öden Vergnügungen und Zerstreuungen.

Stolz ist die Arbeiterklasse vor allem auf die Männer, die aus ihrer eigenen Klasse hervorgegangen sind und die mit hohen geistigen Fähigkeiten und eifrig angesammeltem Wissen erfolgreich ihr Leben der Befreiung der Arbeiterklasse aus der Lohnsklaverei wie aus der ihr durch die Jahrhunderte aufgezwungenen geistigen Versumpfung und Verödung gewidmet haben. Hätte der Sozialismus weltgeschichtlich kein anderes Verdienst, als die Proletarier zu geistig emporstrebenden, auf ihre Bildung bedachten Menschen zu machen, so würde das allein eine gewaltige Leistung bedeuten, die größer ist als die irgendeiner anderen geistigen Bewegung des letzten Jahrtausends. Der Sozialismus bekämpft ebenso die materielle Bedürfnislosigkeit des Proletariats wie seine geistige. Wir wissen, frei von jeder Umschmeißelung der Arbeiterklasse, daß noch Millionen von Arbeitern und Arbeiterinnen und Hunderttausende von Angestellten aus ihrer bitterarmen geistigen Selbstgenügsamkeit aufzustacheln sind. Wir wissen aber auch, daß viele den Willen haben, aus der geistigen Verödung, in der sie Feudalismus wie Kapitalismus gezwungen haben, aufzustehen und den Reichtum an Wissenschaft und Kunst mitzugenießen, der für das Proletariat ungenutzt geblieben ist.

Kalender und Almanache.

In unserer schnelllebigen Zeit kommt der Kalender in seiner früheren Form, der lange Zeit in vielen deutschen Häusern das einzige jährlich gekaufte Buch war, immer mehr aus der Mode. Der Abreißkalender paßt besser zu uns, aber er hat sich aus seiner aphoristischen Form zu größerem Umfang und reicherem Inhalt entwickelt. Wie alle Jahre ist der „Sozialdemokratische Abreißkalender“ („Vorwärts“-Buchdruckerei 2 Mark) von allen weitaus der beste, bietet er doch täglich irgendein interessantes Bild in Kupferstichdruck und darunter die auf acht erhöhten täglichen historischen Daten. Wie immer ist die Rückseite für eine Fülle interessanter Mitteilungen aus der Partei-, Gewerkschafts-, Angestellten- und Beamtenbewegung, sowie von statistischem Material verwendet worden. Daneben gibt es in altbekannter Güte Verse und Sprüche, die mit großer Sorgfalt ausgewählt und meist solchen Versen entnommen sind, deren Verfasser am gleichen Tage genannt sind.

Spemanns Verlagsbuchhandlung in Stuttgart betreibt als Spezialität illustrierte Abreißkalender, die alle in guter Ausstattung interessante Bilder aus allen möglichen Gebieten geben. In diesem Jahr gibt es einen Alpen-, einen Kunst-, Literatur-, Russ- und Wanderkalender. Preis 2 Mark. Die Bilder kommen auf dem guten Papier ausgezeichnet heraus. Als Umschlag dient immer ein farbiges, dem Charakter des Kalenders entsprechendes Bild. Es werden nicht nur Porträts, Kunstwerke, Landschaftsaufnahmen, sondern auch Handchriftproben und Reproduktionen von interessanten Literaturwerken, Theaterzetteln usw. geboten.

Robert Forbergs Tonkunstkalender (Preis 2 Mark) enthält außer Kalendarium, Musikgedenktage, Porträts hervorragender neuerer Komponisten und ausführender Künstler. Auch die Uraufführungsboten der bekannteren Opern sind angegeben.

Aus dem reichen Anschauungsstoff, den deutsche Natur und Landschaft bieten, schöpft der Deutsche Kalender, der von der Reichszentrale für Verkehrswerbung im Verlag Karl Gerber, München, erscheint. (Preis 2,50 Mark.) — Natur und Kunst nennt sich der Abreißkalender, der von der Vereinigung deutscher Pestalozzi-Vereine herausgegeben wird. (Verlag Holland u. Josenhaus, Stuttgart.) Landschafts- und Städtebilder wechseln mit Werken bekannter Künstler, die freilich mindestens ein Alter von 50 Jahren erreicht haben müssen. Auf je zwei Tage kommt ein Bild. — Der

Badische Kalender, den der Badische Verkehrsverband, Karlsruhe im Verlag von Karl Schmitt in Heidelberg erscheinen läßt, will besonders mit den Schönheiten dieses landschaftlich gezeichneten Landes bekannt machen. — Speziell den Alpen gewidmet ist Blodigs Alpenkalender (Verlag R. Walther, Konstanz, Preis 4 Mark). Den ganz hervorragenden Bildern sind jeweils kleine Skizzen oder alpinistisch wertvolle Hinweise beigelegt.

Den vielen Auslandsdeutschen, die in ihr Vaterland haben zurückkehren müssen, wird der Kalender des Auslandsdeutschtums, herausgegeben vom Deutschen Auslandsinstitut Stuttgart (Preis 3 Mark), mit seinem reichen Bildmaterial einen Schatz von Erinnerungen bieten.

Der deutsche Genius (Wohlgemuth u. Mhner, Berlin, Preis 3 Mark) bringt eine Sammlung von 53 Porträtköpfen deutscher Männer. Sie sind alle von Ernst Bickard auf den Stein gezeichnet. Der Text dazu wird auf einem besonderen Rahmen geboten, so daß die Bilder für sich allein gesammelt werden können. Die Bilder beanspruchen, als Kunstwerke betrachtet zu werden. Ob die Auswahl der Köpfe immer die richtige gewesen ist, scheint weniger festzustellen. Kaiser Wilhelm I. werden heute nicht viele mehr für einen deutschen Genius halten. — Kunst und Leben (Verlag Frh. Seyder, Berlin-Zehlendorf, Preis 3 Mark) erscheint bereits im 18. Jahrgang. Er bringt wie immer Originalzeichnungen und Originalholzschnitte deutscher zeitgenössischer Künstler, wobei freilich nicht an die allerjüngsten gedacht werden darf. Gerade diese Technik scheint uns für den Wanderschmuck besonders geeignet. Die Bilder sind ohne Text; Kalendarium, Gedentage, Sprüche und Gedichte moderner Dichter werden besonders geboten.

Es ist auch ein Zeichen der Zeit, daß sich der technische Kalender Jahr um Jahr neue Freunde erwerben kann. Der von Feldhaus bearbeitete geschichtlich-technische Kalender Tage der Technik (K. Oldenburg, 5 Mark) hat seit langem seinen Ruf als ausgezeichnete Nachrichtenquelle befestigt. Die auf Grund umfangreicher durch mehr als zwanzig Jahre hindurch fortgeführten Forschungsarbeiten haben es Feldhaus ermöglicht, ein unvergleichliches Ausgangsmaterial zusammenzustellen. — Als Großtätigkeit der Technik (Preis 2,50 Mark) zeigt der Dietz-Verlag, Stuttgart, fast ausschließlich die moderne Technik. Nur wenige Bilder und Erklärungen beschäftigen sich mit der Technik einer vergangenen Zeit. Diese Bilder sind ebenso wie die im Deutschen Werkkalender drucktechnisch ausgezeichnet. Der Deutsche Werkkalender (Karl Gerber, München, Preis 2,50 Mark) erschien zum ersten Male im vorigen Jahre. Er ist nicht so umfangreich wie die beiden anderen, da bei ihm ein Bild erst auf drei Tage kommt. Immerhin gibt auch er eine anschauliche Uebersicht über die Bauten der modernen Technik. Er verzichtet auf Erklärungen und überläßt es dem Beschauer, sich allein in der vielgestaltigen Welt der Technik zurechtzufinden.

Unter den eigentlichen Kalendern geht der österreichische Arbeiterkalender neue Wege. Er erscheint jetzt als Arbeiterjahrbuch unter der Leitung von Josef Quirpold: „Das Neue Jahr 1926“ (Wiener Volksbuchhandlung, Preis 2 Schillinge). Die treffliche Ausstattung auf holzfreiem Papier, der gute Satz, die sorgfältige Illustrierung und vor allem der gezielte Inhalt, der aus Politik, Wissenschaft und Kunst von guten Mitarbeitern Beiträge bringt, zeigen, wie weit der moderne Kalender von seinen Vorgängern sich entfernt hat. — Auf das „Rindland“, das Jahrbuch für die Buben und Räuber des arbeitenden Volkes, das von unserem Reichsausschuss für sozialistische Bildungsarbeit in der „Vorwärts“-Verlagsanstalt herausgegeben ist (Preis 1,25 Mark), sei in diesem Zusammenhang noch einmal gebührend hingewiesen. — Als ein Jahrbuch besonderer Art stellt sich das Brandenburgische Jahrbuch dar. (Franz Schneider-Verlag.) Es ist von Werner Köhler, dem bekannten Herausgeber der „Deutschen Fahrten“, zusammengestellt und will in Wort und Bild die Liebe zur Heimat wecken und vertiefen. Der Heimatkunde dient auch der Letzter Kreiskalender (Verlag Robert Rohde, Berlin, Preis 1 Mark). Wer sich für die Geschichte dieses Kreises interessiert, wird in dem Kalender interessante Aufschlüsse über Siedlungsformen, den Rittenwälder Ahar, allerlei vorgehichtliche Funde und sonstige kulturhistorische Beiträge finden.

Etwas Neues ist der Urania-Kalender (Urania-Verlags-Gesellschaft Jena, Preis 3 M.). Er will wie die in Arbeiterkreisen reich eingebürgerte Zeitschrift gleichen Namens dem Fortschritt dienen und nützliches Wissen auf naturwissenschaftlichen, technischen und anderen Gebieten verbreiten. So läuft denn neben der Kalenderseite, die neben den Erinnerungsdaten Raum zu Eintragungen läßt, immer eine Textseite, die kurz und knapp über vieles unterrichtet. Bücher werden in guter Auswahl empfohlen. Statistiken und Uebersichten geben über alles mögliche Auskunft. Nur zum das handliche Büchlein ist ein wahres Nachschlagewerk und Handbuch für den freien Arbeiter! — Der Kosmos-Taschenkalender (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Preis 1,00 M.) ist für die Jugend bestimmt. Kürzere Aufsätze, reichhaltige Uebersichten und mannigfache Notizen über Naturwissenschaften, Technik, Sport machen ihn empfehlenswert.

Die literarischen Almanache, die auf die geschmackvollste Art für die Verlage Propaganda machen, indem sie aus ihren Werken allerlei appetitmachende Stichproben und Auszüge bieten, sind auch dieses Jahr reichlich vertreten. Sie werden zumeist in einer neuen Aufmachung, häufig auch sehr gut illustriert, dargeboten. Der Buchkalender (Emil Fintl-Verlag, Stuttgart) gibt von einigen Dutzenden deutscher Verleger interessante Notizen über die Geschichte ihrer Häuser und ihre hauptsächlichsten Bücher, aus denen dann nachher Proben gereicht werden. — Der Insel-Almanach ist wieder vorbildlich in Form und Inhalt. Auch der S. Fischer-Verlag, Berlin, ist wieder mit einem stattlichen Almanach vertreten. Neu ist in diesem Jahre der Ulenhorst, der Almanach der Hansfischerei-Verlagsanstalt in Hamburg, der da seine gesamte Verlagsstätigkeit vorführt. Der Fische-Almanach steht im Zeichen des ersten protestantischen Weltkongresses in Stockholm. Der ganze Verlag — er ist jetzt zehn Jahre alt — ist aufgeblüht und durch interessante Proben vertreten. A. H. D.

JACOBY-BOY

GARBÁTY **Deine** GARBÁTY

KÖNIGIN V. SABA

GOLD-SABA

GARBÁTY

SABA

weiter nur

4 Pfg.

KÖNIGIN V. SABA

GOLD-SABA

GARBÁTY

Der 14./26. Dezember.

Zur hundertsten Wiederkehr des Tages des „Dezabristen-Aufstandes“.

Der Aufstand, der am 14./26. Dezember 1825 in Petersburg ausbrach und der gewöhnlich der „Dezabristen“ (Dezabristen)-Aufstand genannt wird, nimmt in der Geschichte der Revolutionen einen besonderen Platz ein. Denn es ist der einzige Fall in der Weltgeschichte, wo die Angehörigen des höchsten Adels und der höchsten Militärkreise sich gegen das Staatsoberhaupt auflehnten, um die Bauernschaft aus ihrer Not zu erlösen und dem ganzen Volke die Staatsrechte zu verschaffen. Die zwei Brüder Grafen Rurajew gründeten im Jahre 1815 in der zweiten russischen Armee und in Petersburg einen Geheimbund — den „Wohlfahrtsbund“ oder kurz die „Geheime Gesellschaft“ genannt. Die Ziele des Bundes waren zuerst noch ziemlich unklar und drückten nur eine Opposition gegen die Regierung aus. Fast alle Mitglieder waren Offiziere — alle vom hohen und höchsten Adel abstammend —, die den Feldzug nach Frankreich in den Jahren 1814/15 mitgemacht hatten. In Frankreich kamen sie mit den Ideen der großen französischen Revolution in Berührung. Unwillkürlich machten sie den Vergleich zwischen der verhältnismäßig liberalen Verfassung des ersten französischen Kaiserreichs und dem Absolutismus in Russland, wo es überhaupt keine Verfassung gab, und die Bauern Leibeigene der Grundbesitzer waren. Die Kaiser Paul I. und Alexander I. hatten ihren Untertanen die Reise nach Westeuropa verboten, die „Anstetzung“ mit den liberalen Ideen fürchtend.

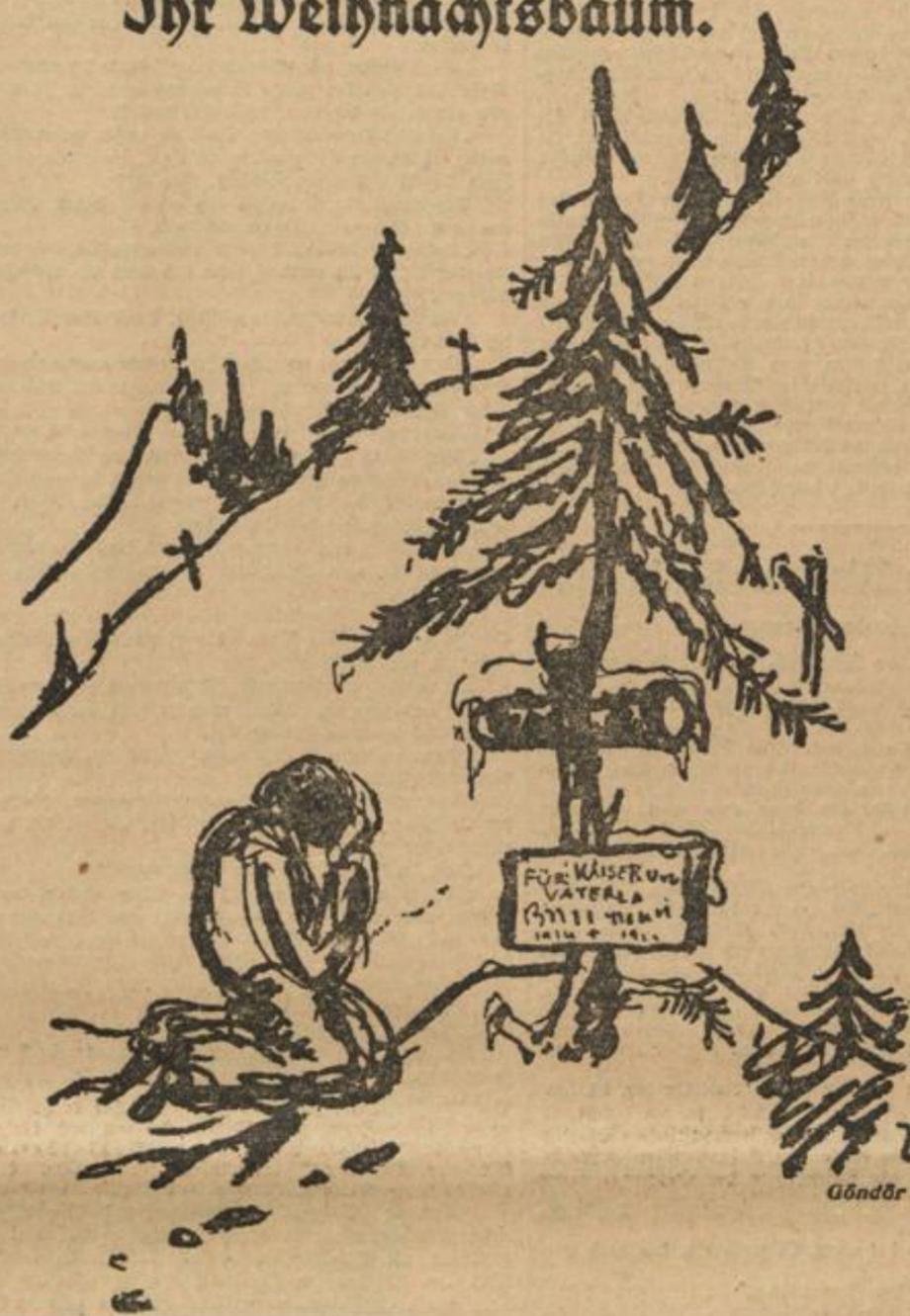
In der Gestalt des Obersten Pestel erhielt der Bund einen glänzenden Führer, der ihm einen großen Einfluß in Moskau und Petersburg zu verschaffen vermochte. . . . Bald traten aber Streitigkeiten zwischen den Verschwörern ein. Pestel — entschlossener Republikaner und radikaler Revolutionär — und seine Freunde erforderten die Errichtung einer demokratischen Republik und die Vernichtung des ganzen Kaiserhauses, die anderen aber wollten sich mit einer konstitutionellen Monarchie begnügen. Da (1821) beschloß der Kreis um Pestel, um den Bund von unentschlossenen Elementen zu säubern, den „Wohlfahrtsbund“ aufzulösen und in Südrussland einen neuen Bund, der unter dem Namen „Süd-Bund“ bekannt ist, zu gründen. . . . Der „Süd-Bund“ bestand aus entschlossenen, tatkräftigen Menschen, die ein festes Ziel vor sich hatten und alles Republikaner und radikale Revolutionäre waren. Das Ziel des „Süd-Bundes“ war: die Errichtung einer demokratischen zentralistischen (man denke an die Lockowier!) Republik mit einer Verfassung, die die Interessen aller und nicht nur die der Lords und der Kaufleute schützen wird. Es war beschlossen, im Falle des Erfolges die kaiserliche Familie zu vernichten. Der „Süd-Bund“ trat mit den polnischen Geheimbänden in Verbindung und schloß mit ihnen ein Waffenbündnis, wobei es abgemacht war, den polnischen Staat — und zwar als Republik — im Falle des Erfolges wieder herzustellen. . . . In dieser Zeit wurde auch der „Allslawische Bund“ („Bund der vereinigten Slawen“) gegründet, der sich zum Ziele die Errichtung einer allslawischen föderativen demokratischen Republik machte. Dieser Bund schloß sich nach einiger Zeit dem „Süd-Bund“ an.

Auch in Nordrussland wurde ein neuer Geheimbund, der sogenannte „Nord-Bund“ gegründet. Die Seele dieses Bundes war der Dichter Rylejew, der aber lange nicht so tatkräftig wie Pestel war. Die Ideologie des „Nord-Bundes“ war fast so radikal wie die des „Süd-Bundes“, nur wollte er sich mit der Bekämpfung der kaiserlichen Familie begnügen. Die Mitglieder des „Nord-Bundes“ hatten eine unglückliche Abneigung gegen Pestel. Im Herbst 1825 gelang es, die Bünde provisorisch zu vereinigen, die endgültige Einigungskonferenz wurde für den Anfang 1826 festgesetzt. . . . Der Geheimbund hat folgendes Programm aufgestellt:

1. Aufhebung der Leibeigenschaft (Pestel hat sogar von der Aufteilung des Bodens unter den Bauern gesprochen);
2. Gleichheit sämtlicher Bürger vor den Gesetzen;
3. Definitivität der Staatshandlungen und
4. des Gerichtes;
5. Aufhebung des Weinmonopols;
6. Aufhebung der militärischen Ansiedlungen des Grafen Wraschajew;
7. Verbesserung der Lage der Soldaten;
8. Verminderung der Dienstzeit;
9. Verbesserung der Lage der Geistlichkeit und
10. Verminderung der Armee in Friedenszeiten.

Sämtliche Verschwörer waren Edlige und fast alle Offiziere. Das ist höchst bemerkenswert: einerseits konnte man aus den Zielen der Verschwörer erkennen, daß sie die Demokratie einführen wollten und gegen die Interessen ihrer eigenen Klasse, des Adels, handelten; andererseits darf man nicht vergessen, daß seit dem Tode Peters des Großen im Jahre 1725 fast kein einziger den Thron ohne die Einwilligung der kaiserlichen Garde, die ausschließlich aus Adligen bestand, bestiegen hatte. Vielleicht war der Aufstand vom 14. Dezember 1825 der letzte Versuch des Adels, sich in Staats-

Ihr Weihnachtsbaum.



angelegenheiten einzumischen! — Vielleicht handelten in diesem Falle die Verschwörer sozusagen instinktiv, indem sie sich seit 100 Jahren berufen haben, über die Geschichte Russlands zu wachen!

Man mußte handeln, sonst war man verloren, der Aufstand war für die Zeit gleich nach der Einigungskonferenz festgelegt. Da (November 1825) starb plötzlich der Kaiser Alexander in Sibirien. Sein rechtmäßiger Nachfolger war sein Bruder Konstantin, der Oberbefehlshaber von Polen; er hatte aber schon lange vorher im geheimen zugunsten seines um vieles jüngeren Bruders Nikolaus, der übrigens sehr unbeliebt war, abgedankt. Dem Reich, ja sogar Nikolaus selber wußten davon etwas. Diese Wendung stand nur im Testament des verstorbenen Kaisers; aber nach der Meinung mehrerer hoher Beamten konnte man die Thronfolge

nicht durch Testamente regeln; folglich war Konstantin der rechtmäßige Kaiser.

Am 14./26. Dezember sollten die Truppen den Eid dem endgültig als Kaiser anerkannten Nikolaus leisten. Mehrere Regimenter, an deren Spitze Verschwörer standen, verweigerten den Eid, meuterten sich im Karree auf dem riesigen Senatsplatz auf. Bald gingen auch die Kriegsschiffbesatzungen auf die Seite der Aufständischen über, so daß die meuternden Truppen eine starke Macht bildeten. Aber es fehlte der Führer, kurz: die Soldaten standen da und wußten nicht, was anzufangen war. Der greise Metropolit von Petersburg machte einen vergeblichen Versuch, die Aufständischen zur Waffenstreckung aufzufordern; der Generalgouverneur von Petersburg wurde während einer Ansprache erschossen. Da entschloß sich der anwesende Nikolaus zu handeln: er befahl „Feuer!“

Der Weihnachtstag des kleinen Tobias

Von Ignat Herrmann.

(Schluß.)

Als er ausgeredet hatte, erhob er sich rasch, ergriff die Mütze und die Schlüssel, die am Wäschebrett lagen und befahl dem Kommiss:

„Holen Sie die Laterne, Franz!“
Mit diesen Worten verließ er mit dem Burschen das Speisezimmer.

Ein dunkles Geräusch erweckte den kleinen Tobias, der auf den Säcken unterhalb der Gewölbedecke eingeschlummert war. Es war das Geräusch der Türe zum Hausflur, als alle seine Kollegen mit dem Prinzipale das Geschäft verließen. Er konnte sich nicht gleich befinden, wo er sich befand, aber allmählich wurde ihm bewußt, wo er lag und was vorangegangen war. Durch die Wärme war er geradezu erhitzt, infolge der starken Ausdünstung schmerzte ihn der Kopf, und dichte Finsternis und Stille umgab ihn ringsumher. Was geht denn eigentlich vor? Beschuldigt er da? Und jetzt erinnert er sich; sie waren fortgegangen und hatten ihn vergessen. Er wachte nicht, war es Abend, Mittag oder Morgen. Und so troch er, sich auf sein Gedächtnis verlassen, von den Säcken herunter, unten aber beim Fußboden, übermannete ihn die Kälte. Er tappte bis zur Türe, die zur Gasse hinausging — sie war versperrt, und er befand sich den angezogenen Knieel. Er hörte — vereinzelte Passanten gingen über die Gasse, Tobias tappte in der entgegengekehrten Richtung zur Seitentür weiter. Auch diese war geschlossen. Brand etwas Entschliches legte sich auf ihn nieder. Keine Angst, keine kindliche Furcht, aber das Grauen des Verlassenseins. Schritte verspäteter Passanten wurden auf der Gasse vernommen. Sie kamen heran, erdröhnten dicht in der Nähe der Eintrittstüre und entfernten sich wieder — und niemand weicht, daß er hier eingeschlossen ist und man ihn vergessen hat.

Jetzt schlägt irgendwo eine Uhr. Er zählt — Viertel sieben. Früh oder Abend? Er konnte es nicht erraten. Es war kalt. Und so troch Tobias wieder langsam auf die Säcke hinauf, in die ausgedehnte Atmosphäre. Er streckte die Hand aus und berührte die Gasse, der Brenner war noch warm. Es ist also Abend.
Hunger fühlte er keinen, übrigens wird er keinen leiden müssen, in der Schublade hinter dem Pult befindet sich Brot, von dem alle essen dürfen. Bei dem Dedey war's warm — fast ist es hier oben besser, als droben in der Schlafkammer. Aber soll er so die ganze

Nacht zubringen? Und jetzt erst begann sich der kleine Tobias, daß heute Christabend ist.

Diese Erinnerung rief in ihm die neue Sehnsucht wach, vor hier fortzukommen, unter Menschen, gleichgültig wohin. Aber hier vermag er nicht zu bleiben. So kletterte er also wieder herab und tappte sich bis zur Seitentüre vorwärts, klopfte auf sie, zuerst aahast, später aber stärker, doch vergebens! Niemand ging durch den Hausflur und niemand hörte ihn. —

Schleppend ging die Zeit vorbei. Der kleine Tobias wußte nicht, wie viele Stunden es währe. Da aber ertönte die Uhr und schlug halb sieben, dann dreiviertel und endlich sieben. Die Fingergelenke schmerzten ihn vom Klopfen, vielleicht waren sie schon geschwollen, er war nicht imstande, die Türe zu berühren. Und je länger es dauerte, desto mehr beutelte ihn die Kälte. Er sah die Entschluß, auf die Säcke zurückzuklettern. Wie er aber auf sie hinaufstreckte, öffnete sich die Türe, und der Herr Franz mit der Laterne und hinter ihm der Prinzipal selbst, bleich und total verstört, traten ein, denn er konnte ja nicht wissen, was sich ihm für ein Schauspiel darbieten würde.

„Tobias!“ so erscholl ein zweifacher Ruf aus dem Munde des Kommiss und dem des Prinzipals.

Der kleine Tobias troch augenblicklich zum Boden nieder und meckerte sich fast zitternd:

„Bitte schön.“

Der Bruch des Herrn Karas entwand sich ein mächtiges Aufatmen. Mit großen Schritten näherte er sich dem Knaben und streckt ihm die Rechte entgegen. Als Tobias das bleiche Gesicht und das verstörte Aussehen gewahrte, blähte er sich und wich gefühlsmäßig wie ein Hund, über dem eine Karabatsche geschwungen wird, zur Seite, denn er erwartete nichts anderes als Schläge dafür, daß er auf den Säcken eingeschlummert war und verfallen hatte.

Doch die Rechte des Herrn Karas fühlte sich leicht an sein Haupt hernieder und streichelte es beinahe.

„Was machst du denn da, Tobias?“ fragte er und seine Stimme klang ungewöhnlich milde. „Du hast geschlafen, nicht wahr?“

„Ja,“ hauchte der kleine Tobias.

„So komm doch herauf, wir nachtmahlen schon.“

Jetzt aber bemerkte der Prinzipal das eingetrocknete Blut auf der Schläfe und dem Ohr des Knaben. Kein, so darf er ihn nicht vor die Augen der Frau Christine bringen.

„Warte ein bißchen, wisch dich ab,“ befahl er dem Knaben, aber er wartete es nicht ab. Er ergriff selbst das Handtuch, machte es naß, drückte es aus, begann die Blutschwunden abzuwischen.

Tobias schwindelte fast der Kopf ob dieser unerwarteten Behandlung und Fürsorge um ihn, aber noch glücklicher fühlte sich in

diesem Augenblick Herr Karas selbst. Er war, mit einer entschlichen Angst erfüllt, herabgeglitt, ob sich der Knabe nichts zuleide getan oder sich vielleicht gar das Leben genommen hatte und jetzt fand er ihn ganz und unverfehrt wieder. Wirklich, es hätte nicht viel dazu gefehlt und der Chef hätte ihn abgelehnt!

Diese Entdeckung war heute für ihn das schönste Geschenk des Weihnachtsabends.

Er wusch dem Knaben Johann mit dem trockenen Ende des Handtuchs das Gesicht ab und sprach:

„So, Tobias, jetzt aber flugs hinauf, nimm dir ein reines Hemd, kämm' dich, und bis du in's Zimmer trittst, wünsch' der gnädigen und der alten Frau angenehme und frohe Feiertage — laul', beei' dich, die Suppe wird man dir noch bringen und mit dem übrigen wollen wir auf dich warten.“

Der Knabe eilte hinaus und der Prinzipal hielt den Kommiss noch zurück.

„Warten's Franz! Da nehmen's zwei Flaschen R. - sischen mit hinaus und da hab' ich verbit vergessen.“

Er zog die Schublade hinter dem Pult heraus, entnahm ihr ein Spiel neuer Karten, steckte sie in die Tasche und ging.

„Und Tobias?“ fragte Frau Christine, als der Gatte mit Herrn Franz zurückkam.

„Gleich wird er da sein,“ entgegnete Herr Karas, eingermahnen verlegen. „Er zieht sich nur um. Er ist im Magazin eingeschlossen — nun, wir wollen einen Augenblick warten. Und da haben wir vorher vergessen, den Punsch und die neuen Karten heraufzunehmen. Wachen wir vielleicht nach dem Abendessen ein Spielchen? Blü der Mama eine Präferenzpartie!“

Frau Christine hütete auf ihren Gatten einen Blick, aus welchem er lesen konnte daß sie in seiner Abwesenheit doch erfahren hatte, was unten vorgefallen war. Aber Frau Christine fühlte es auch wohl heraus, wie es ihr Gatte mit den eigenen Vorwürfen abgeduldet hatte.

In jenem Christabend beneideten zum Schluß alle anderen Lehrlinge den kleinen Tobias um seine Schläge, die er vom Prinzipal erhalten hatte; denn es bediente ihn die gnädige Frau selber, legte ihm auf den Teller vor und streichelte ihm die Haare, wobei ihre Finger unauffällig sein verletztes Ohr berührten, und als es zur Bescherung kam, erhielt Tobias außer dem, was die Übrigen erhielten, noch einen funkelagelneuen Silbergulden, der zur damaligen Zeit eine rare Münze war, denn sie kostete einen Papiergulden und fünfzehn Neugroschen.

(Berechtigte Uebersetzung von J. Reismann.)

Der Kanonier weigerte sich zuerst auf die „Inseren“ abzugeben; doch schließlich mußte er sich ergeben. Die Aufständischen boten das herumschwebende Volk, das überhaupt nicht wußte, was eigentlich los war, auseinanderzugehen. Einige Salven genügten. Am Abend war schon die ganze Stadt in den Händen Nikolaus I. Pestel und seine Freunde wurden in Südrussland verbannt; ein blutiger Sezessionskrieg des „Militarischen Bundes“ mißlang, ganz Rußland wurde Nikolaus ausgeliefert. Die Zeit der schwarzen Reaktion begann.

Sämtliche Führer der Aufständischen (121 Mann) wurden zum Tode verurteilt, aber nur fünf: Oberst Pestel, Graf Kurajew, Rachowsky, Graf Betuschew und der Dichter Koglew wurden gehängt. Die anderen jungen Mäntler und Offiziere wurden nach einer Komödie vom Gericht begnadigt und nach den Bergwerken Sibiriens — der Katorga — verbannt.

Die liberale Bewegung wurde von jetzt ab unterdrückt, die Studenten verfolgt, ein Teil der Hochschulen wurde geschlossen, die Presse unterdrückt. Es gab damals keinen bedeutenden russischen Dichter, der von der Regierung nicht verfolgt wurde.

Doch der Zustand hat seine Rolle erfüllt: der Donner der zaristischen Kanonen hatte die russische Jugend, die russische Intelligenz gewedt; er löste Haß gegen das Sarcantum ein und gab die Hoffnung auf die Möglichkeit eines bewaffneten Aufstandes (es war klar, daß der Zustand nur infolge von Zufällen mißlang). Die Ideen der „Defabristen“ lebten weiter in den Adels- und Offizierskreisen, und nur so ist es zu erklären, daß viele Adlige und Offiziere sich auch später auf die Seite des revolutionären Volkes stellten.

Die Frauen einiger Defabristen, zum Beispiel die Fürstinnen Trubezkoja und Woltskaja, folgten ihren Männern nach Sibirien. In ganz Rußland wurden sie als Heldinnen angesehen; der Dichter Nekrasow verehrte sie in seinem Werk „Die russischen Frauen“. Nach dreißig Jahren wurde den am Leben gebliebenen „Defabristen“ vom Kaiser Alexander II. gestattet zurückzukehren. Sie wurden von der Intelligenz fast als Heilige angesehen.

Der traurige Weihnachtshund.

Von Theodor Thomas.

Was hier in den folgenden Zeilen erzählt wird, ist leider keine Humoreske, sondern ein hundsgemeines Trauerspiel. Es kommt nämlich ein richtiger Hund drin vor, ferner Herr und Frau Dämlik und eine Weihnachtshunderrichtung.

Im September war's, da küßte Frau Dämlik ihrem Mann ein Geheimnis ins Ohr, dies nämlich: daß sie sich zu Weihnachten einen Pelz wünsche, so einen wie Frau Flotner habe.

Dämlik erkundigte sich unter der Hand, was so ein behaartes Instrument kostet; er hörte mit Schrecken, daß 200 Mark verlangt wurden. Da gab er es auf. Sie aber nicht, sondern drängelte immerzu nach dem Pelz.

Da kam ihm so Mitte November eine glückliche Idee. Er borgte sich einen netten kleinen Hund, der zwar vorn Pudel und hinten Dackel war, aber sonst gesund zu sein schien. Frau Dämlik war über den neuen Hausgenossen entzückt, gewöhnte sich daran wie an ein Kind und war froh. Denn wenn ihr Mann nicht nach Hause kam, hatte sie wenigstens ein Geschöpf, mit dem sie sich beschäftigen konnte.

So gegen Mitte Dezember fing Dämlik an, seine Frau schonend darauf vorzubereiten, daß sie den Käser wieder zurückgeben müßte, die richtige Besizerin reklamieren ihn nun, denn er habe ihn ja noch nicht gekauft.

„Nicht für eine Million gebe ich die Fiffi wieder her, ich hab' mich ja an sie gewöhnt.“

„Es war schon nach der Stabilisierung, also das Wort von der Million bedeutet immerhin etwas.“

„Was willst du denn mit so einem kostspieligen Hund? Er soll 200 Mark kosten, das ist mir etwas zu komisch.“

„Toll ist das ja“, meinte sie. „Zweihundert Mark? Dafür bekommt man ja ein Pferd.“

„Sicher; aber der Hund hat einen Stammbaum, das muß mitbezahlt werden.“

„Immerhin, 200 Mark, das ist viel Holz.“

„Natürlich nehmen wir ihn nicht.“

Indessen Frau Dämlik konnte sich von ihrem vierbeinigen Hausgenossen nicht so leicht trennen, die schließlich der Mann sagte:

„Du mußt dich entscheiden, der Hund oder der Pelz, eins von den zwei Beiden.“

Ihr könnt mir glauben, liebe Leser und Leserrinnen, es waren harte Tage für die Frau, die nun kamen. Mit jedem Pelz, den sie sah, bekam ihre Liebe zu Fiffi einen Knacks, und jeder treue Blick des kleinen Scherenschleiers verringerte die Freude an dem Pelz.

Aber nach langem Schwanken zwischen Hund und Pelz entschied sie sich für Fiffi. So wurde sie am heiligen Abend damit überfallen, daß ihr Mann erklärte, er habe schweren Herzens die Kaufsumme für den kleinen Kerl bezahlt, um ihr eine Weihnachtsgeschenke zu bereiten.

Wenige Wochen nach dem Fest ging Frau Dämlik mit ihrem Weihnachtsgeschenk durch die Stadt, als plötzlich eine Frau auf sie zukam.

„Fiffichen, Fiffichen“, rief sie und tat wie nörrisch.

Mit starrer Brust und betäubtem Fieber erzählte sie, daß dieser Hund ihr einmal gehört, daß sie es heute noch bereue, ihn so billig hergegeben zu haben.

„Wo hören Sie mal, von wegen „billig“, das steht auf einem anderen Blatt. Zweihundert Mark ist allerlei für das Tierchen.“

„A! Sie sein ja ärr. Acht Mark hat mir Ihr Mann gegeben.“

„Ich was noch wie heit: Es sein ein Fünfmarktschei“ gemelten, ein Zwei- und ein Einmarktschein, das sein acht. Da heißt sei Maus enn Habbe ab.“

Fiffi wird gedacht haben, seine Herrin sei Meschuge geworden. Sie zerteilte einmal an der Beine, als wollte sie ihn am nächsten Tag aufhängen. Wie eine Furie stürzte sie nach Hause. Na ihr Mann.

„Du gemeiner Kerl“, fauchte sie ihn an, „hier hast du deine 200 Mark“ wieder. Acht Mark hast du dafür bezahlt. Bloß um mich um den Pelz zu bringen. Du Oberammergauer, der du bist.“

Mit wildem Blick schleuderte sie ihm das Weihnachtsgeschenk zu. Dämlik überfah den Sachverhalt mit Kennermienen. Daß er die Frau, die ihm seinerzeit das Vieh verkauft hatte, nicht aufgefressen hatte, tat ihm in der Seele weh. Er schüttelte über sich selbst traurig den Kopf.

„Wie kommst du zu dieser Dummheit?“ fragte er.

Und sie schrie ihm seine Gemeinheit noch einmal ins Gesicht, und Fiffi bekam dabei einen Stubbs, der selbst für einen Achtmarkhund würdig war. Er zog deutend ab.

Dämlik setzte sich empört aufrecht. Er hatte seine Würde wiedergefunden. Der Hund hat natürlich nur 8 Mark gekostet, aber den Stammbaum habe ich doch extra bezahlen müssen. Ohne Stammbaum hätte ich doch Fiffi nicht bekommen. Und der kostet 100 Mark.“

Frau Dämlik sah ihren Mann an und meinte: Sie bekam direkt die Wunderwetterung. Das ganze Gesicht war ein einziger Wusch.

„So — du wußt mir bitter Unrecht. Hunde mit einem Stammbaum und Hunde ohne Stammbaum. Na — du wirst Augen machen, wenn der die Klar wäre.“

„Sie war geflossen. „Könntest du denn Fiffi nicht ohne den teueren Baum kaufen?“

„Ihr Frauen seid doch auch zu dumm. Das Geld für den Stammbaum ist ungefähr so, wie die Elemente für ein Kind. Das Kind tannt du billig haben, aber das andere . . .“

„Das verstehe ich nicht.“

„Aber ich. Das ist doch gerade der Vorzug von Fiffi, daß sie einen Stammbaum hat, sonst wäre doch gar nichts an ihr.“

Da kam der kleine Käser angewinkelt, machte bitte, bitte, und der Bekkerlog wurde wieder in Gnaden angenommen.

Hoffentlich trifft Frau Dämlik die Frau nicht mehr, non der der Hund stammt.

Weihnachtstollen.

Von H. H. Ismailow.

Ich hatte eben zwei Dichter hinausbegleitet, die geniale Gedichte geschrieben, aber einen Jambus von einem Spondeus nicht unterscheiden konnten, verließ die Tür hinter einer schriftstellernden Dame, der erklärt werden mußte, warum es nicht angängig sei, Dramen in sieben Akten zu schreiben, und ergriff gerade die Feder, als es wieder klingelte und diesmal mein Kollege, der junge Journalist Beripekin, hereinkam.

„Mein Lieber, wie ich mich freue!“ sagte ich verzweifelt, weil ich ahnte, daß nun der ganze Arbeitstag zum Teufel gegangen war, und machte ein begeistertes fröhliches Gesicht.

„Habe ich dich gestört? Mach dir nichts daraus, schreibe ruhig weiter. Steh um Gotteswillen nicht auf, ich werde dich nicht stören. Zum Teufel mit aller Rücksicht, schreibe!“

Das sagten alle, wenn sie uns bei der Arbeit treffen, bevor sie uns in das Ohr zu trompeten anfangen.

„Weihnachtstollen. Ueberblick über die künstlerische Weihnachtsliteratur 1925.“ las mein Freund mir über die Schulter in meinen Blättern.

„Um Himmelswillen, du willst im Ernst über Weihnachtsgeschichten schreiben?“

„Ja“, antwortete ich. „Zu Weihnachten werde ich natürlich keine Zeit haben, heute bin ich frei, allerdings hat mich die Dame in sieben Aufzügen gestört.“

„Was?“

„Berzehl, ich habe mich versprochen, eine Dame hat ein Drama in sieben Aufzügen geschrieben. Ich mußte es anhören.“

Mein Freund drückte mir schweigend die Hand, wartete, bis ich Brom genommen hatte, und sagte:

„Gott wollte den Mann strafen und schuf das schreibende Weib. Aber trotzdem, eine Kritik der Weihnachtsgeschichten, die es noch nicht gibt!“

„Nun ja.“

„Zeig mir deinen Pafs. Die Junge. Sag übrigens, was ist heute für ein Tag?“

Der Lump! Er untersuchte schon meinen geistigen Zustand.

„Rein“, sage ich, „danke, noch zu früh, mein Lieber. Ich bin gesund und heute ist Freitag.“

„Dann verstehe ich dich nicht. Kritik von Erzählungen, die es noch nicht gibt?“

„Aber mein Lieber, Weihnachtserzählungen. Wenn der Inhalt der Erzählungen unzweifelhaft feststeht, warum soll man über sie nicht vorher schreiben?“

„Ach, du kennst schon diese Erzählungen.“

„Ich habe noch keine gelesen. Aber ich bin doch nicht von gestern. Noch fünf Jahre, und ich werde eine Waise haben, noch zehn und du wirst einen Abend opfern müssen, um für mich eine Jubiläumsgarantur zu dichten. Ich habe keine einzige dieser Weihnachtsgeschichten gelesen, aber ich kenne sie alle mit zwei oder drei Ausnahmen.“

Erstens: „Die Weihnachtsgeschichte.“

Hier muß man einige Zeilen freilassen, um ein Dutzend Namen zu nennen. — In der Weihnachtsgeschichte sitzt die trauernde Mutter in ihrem ärmlichen Stübchen und denkt an ihren unglücklichen Sohn. Er ist verschollen, und plötzlich kehrt er zurück gerade in dieser Nacht. Er muß unüberbär hereinkommen, damit „zwei starke Arme den Hals der Greisin jart umschlingen“. Weißt du, das muß sehr rührend herauskommen.

Zweitens: „Gottgefälliger Schuttmann.“ Der Schuttmann hat einen Armeligen gerade verhaften wollen, weil der, von Hunger getrieben, ein Brot stehlen wollte. Nächster Augenblick und . . .

Über „es schlugen die Weihnachtsglocken, und des Schuttmanns Herz wurde erfüllt mit neuen Gefühlen. Er erinnert sich an seine Jugend. Seine Hände lenken sich . . .“

Das Gesicht meines Freundes verlängerte sich schlicht, er wurde rot. Mit einem gereizten Ton bekräftigte er meine Meinung. Man sah ihm an, daß ich gerade das Thema berührt hatte, über das er gerade grübelte. . . .

Drittens: Die Versöhnung von Mutter und Vater am Weihnachtabend am Bette des kranken Kindes. Sie sind verschiedener (der Dichter will modern sein) politischer Meinung. Die Frau läuft in die Versammlungen der Rechten, der Mann in die der Linken. Ihr Familienleben hat sich schon lange in eine Hölle verwandelt, und jetzt in der Weihnachtsgeschichte unter dem gleichmäßigen Klange der Glocken

Numero vier: Ein alter trockener Mensch erfährt in einer Weihnachtsgeschichte von einem dorbenden Säugling. Der Säugling ist der Nachkomme irgend eines Je nach dem Dichter: politischen oder persönlichen Feindes oder Verwandten des Alten. Der Klang der Glocken

„Genug!“ sagte mein Kollege. „Es wird solche Erzählungen geben. Weib der Teufel, es wird sie geben. Die Menschheit als Ganzes geht vorwärts. Aber hinter ihr zieht sich die Nachhut von Stumpfheit und Talentlosigkeit daher, und die wird schreiben, alles was du gesagt hast, wird sie schreiben!“

„Und noch mehr“, rief ich auf. „Sie wird sogar von erfrürenden Jungen schreiben. Es gibt Schriftsteller, die die Banalität so lieben wie die Karawische faules Wasser.“

„Aber wie soll man mit ihnen kämpfen?“

„Wie?“ schrie ich. „Es gibt Einrichtungen, die Talent und Genialität krönen. Es gibt Akademien, die Prämien ausschreiben. Warum sollen sie nicht auch den Gegenpol des Geistes und des Talents, die Dummheit und die Stupidität, vermerken. Die Akademie muß den Menschen, der einen zu Weihnachten erfrürenden Jungen erzeugt, ein Schanddiplom mit dem Vermerk seines Verbrechens geben. Am selben Tage wird dieser gemeine Name aus allen Listen der Gelehrten und Schriftsteller gestrichen. In den Redaktionen wird er gemieden wie ein Berpefester. Kein Hausbesitzer nimmt ihn als Mieter an. Er soll seine Tage gehäht und verachtet wie der ewige Jude verbringen.“

(Deutsch von M. C h a r o l)

Mit dem Grammophon singes an.

Ein Weihnachtsmärchen von Bruno Schönlauf.

Das Grammophon hatte bereits das dritte Mal „O du fröhliche“ gespielt und war über sich selbst gerührt. Die Lichter des Tannenbaums brennten hell und jüngsten nach den Tannenmädeln, die unwillig zuckten, wenn ihnen die Flammen zu nahe kamen. „Es ist nur wegen der Stimmung“, sagten die Lichter. Kurz, es war die richtige, rührsame Weihnachtstimmung. Doch auf einmal machte das Grammophon kerr, knarr, die Feder zerplatzte, schrill, und aus war die schöne Musik. „Und ich wollte dir doch noch die neuen Platten spielen“, sagte der Vater. „So geht es immer, wenn es am schönsten ist. . . .“ seufzte die Mutter. „Ach werde zu Dank Freigabe“, sagte der kleine Hans, „der versteht etwas davon.“ „Jaja“, machten empört die Tannenmädeln. „Diese Jubringlichkeit ist empörend, wir dulden das nicht länger“, und sie loderten lichterloh vor Zorn. „Mutter, der Baum brennt!“ kreischten Martha

und Gretel. „Kein Wunder, wenn das Grammophon kaputt geht.“ brumnte der Vater. Die jubringlichsten Lichter wurden ausgeblasen. „Man sieht Empörung hilt“, triumphierte der Tannenbaum. „Und ich wollte dir gerade die neuesten Platten spielen“, sagte der Vater. „Ach gehe zu Dank Freigabe“, sagte Hans. „Na, dann nimm den Resten hin, komm aber bald wieder.“ So fing die Geschichte an.

Hans kaufte die Treppen hinunter, rutschte aus, und das Grammophon, hast du nicht gesehen, lies wie auf zwei Beinen davon, Hans, wie wild, hinterher. Das schickte gerade noch so eine Gemeinheit. „Siehst du wohl, da kümmt er“, fing auf einmal der Resten an zu spielen. Der Himmel weiß, woher er auf einmal Platte und Feder hatte. „Gleich habe ich dich“, schrie Hans und fiel dabei der Länge nach hin. „Hustelucken“, sagte das Grammophon. Endlich ließ es sich fangen und meinte: „Jetzt geht der Spöck erst richtig los. Nimm einen Trichter, spränge dreimal um mich herum und rufe: Heraus, heraus aus Hof und Haus ihr Tannenmädel, eins, zwei, drei, ihr Instrumente kommt herbei und alles Spielzeug.“

Da über den Himmel, da mocht sich kein Mensch einen Begriff, wieviel Grammophone es in einer so großen Stadt gibt. Und nun kamen auch noch die Klaviere, die Geigen, die Violinen, ja selbst die Orgeln traten mit feierlichem Schritt aus den Kirchen und gingen im Zuge mit. Das war eine richtige Demonstration, und die Tannenmädeln gar, die großen und kleinen, die ärmlich und reich gepulst, stiegen alle die Treppen hinunter. Es war herrlich anzusehen, wie sie mit ihren Lichtern und dem Engelhaar durch die Straßen zogen. Die Leute sprangen natürlich überal auch mit heraus, um ihre Weihnachtsbäume wieder zu bekommen. Sie waren sehr ärgerlich, denn wie sie auch bitten mochten, die Bäume ließen sie nicht näherkommen. Doch bei der schönen Musik vergaßen sie bald ihren Ärger und fingen an, fröhlich zu sein. Der Zug ging durch die ganze Stadt, und aus allen den armen Straßen und Gassen, wo die Kinder kaum ein ärmliches Bäumlein sehen, strömten die Menschen heraus und gingen an, vor Freude zu jauchzen. Nun kam auch noch das Spielzeug, ja sogar aus allen Trüben, wo es schon lange nutzlos gelegen, sprang heraus, um den Zug mitzumachen. Und die Gabentische hielten auch mit. „Das geht entschieden gegen die Moral“, seufzten die Geldschranke. „Ja, es sind entsetzliche Zustände“, knisterten die Geldscheine. Doch die Tannenmädeln leuchteten schöner als zuvor, und als vom Himmel ein feiner Schnee gleich fibrigen Sternchen niederrieselte, waren sie gerade an einem riesengroßen Platz angelangt. Wie von selbst bauten sich auf einmal Kirchenfenster und Bahnhofshallen zu einem großen Saal auf, und all die Menschen fanden darin Platz. Es war ein wunderschöner Anblick, wie die Bäume im Lichterschein glitzerten und alle Kinderaugen vor Freude leuchteten. „Das ist eine schöne Bescherung“, knurrte ein griesgrämiger alter Brummboß. „Ich möchte heute noch in der Philharmonie spielen.“ „Rein, es ist wirklich eine schöne Bescherung“, stießen die anderen Instrumente ein, und sie fanden sich zu einer Musik zusammen, die so schön war, daß sie niemand vergessen konnte. „Der seinen Weihnachtbaum wieder haben will, der kann ihn jetzt mitnehmen!“ rief auf einmal das Grammophon, das die ganze Geschichte angerichtet hatte. Aber, es war so schön in dem Saal, und die Kinder hatten sich alle so angefreundet, und sich untereinander beschenkt, daß es noch eine ganze Weile dauerte, bis die Weihnachtsbäume wieder nach Hause spazieren konnten.

Neujahrmorgen im Hockloch.

In den letzten Dezember Tagen 1916 hatten wir eine neue Stellung bezogen. Die dritte Kriegswinternacht lag hinter uns. Einst hatte es geheißen, daß wir wieder dahem sein sollten, wenn die Wälder fallen. Und jetzt war dieser Kriegswinter schon beinahe zu einem Genohheitszustand geworden, dessen Ende nicht mehr abzusehen war und gegen den zu rebellieren man schon fast zu müde und stumpfsinnig geworden war. Weihnachten, das Fest der Liebe und Freude, im Schlingengrün! Eine grausamere Ironie läßt sich nicht denken!

In der Silbesternnacht zog ich abends um 11 Uhr mit einem Kameraden auf Horaposten. Es war eine grimmig kalte Nacht, die erste eines furchtbaren Winters, in dem wir im Innern Rußlands drei Monate lang ununterbrochen mehr als 30 Grad Kälte hatten und der allen, die diese Zeit erlebt haben, als „Koboldwinter“ unvergesslich bleibt. Wir kauerten in unserem Mantel zusammen, während die Häuser in den Manteltäcken, fogen an der urenheimischen Tabakpfeife, trampelten mit den Füßen, um uns warm zu erhalten und lugten hin und wieder nach dem „Feinde“, der sich nicht rührte.

Ich malte mir aus, wie es jetzt wohl in der Heimat aussehen möchte, und gedachte der Silbesternnacht vor zwei Jahren, als ich auf der Fahrt vom Bazarret nach dem Erstruppenteil durch Berlin gekommen und in den Straßen, in denen das übermächtige Treiben herrschte, als schwerer Packter, vermißte aussehender Feldgrauer mit besterterter Jurusen begrüßt worden war. Bei dieser Erinnerung kam mir das Heud und die Lüge des „Heiden“-Daseins an der Front wieder mit elektrischer Deutlichkeit zum Bewußtsein.

Eine Friedhofskirche lag auf dem weiten Schneefeld vor uns. In den Drahtverhaue neben uns und in den Zweigen der schwarzen Bäume jenseits des blanken Eisspiegels der kalten Beresina, bei einer paar hundert Meter vor uns das Schneefeld durchschmüht. Blitze, Lichter, hin und wieder zuckten Scheinwerfer und Scheinwerferstrahl über die weisse Fläche, und ein paar mal hallte der verlorenen Kraft eines Gemischtes durch die nächtliche Einsamkeit.

Als das Bewußtsein meiner Armbanduhr Rittersnacht zeigte, begriffen mein Kamerad und ich uns mit einem Neujahrsgrüßchen und tauchten unsere Gedanken und Hoffnungen aus, die wir an das neue Jahr knüpften. Ob Wissen wohl mit seinem Vermittlungsversuch Erfolg haben würde, den er nach dem

sehten „Friedensangebot“ Wilhelms II. angeknüpft hätte? Die deutschen Erfolge in Rumänien, die Friedensbereitschaft des russischen Ministerpräsidenten Stürmer, von der man immer wieder gemunkelt hatte, und manche andere Anzeichen rechtfertigten frohe Erwartungen. Petrovitschen hatten polnisch geschriebene Zettel von russischen Soldaten gefunden, die die Kriegsmüdigkeit des „Feindes“ dokumentierten. Auf alle Fälle so schworen wir uns, sollte das Kriegsergebnis uns in unsemem ganzen künftigen Leben der härteste Ansporn sein, um dafür zu wirken, daß nie wieder ein Krieg möglich sein und eine internationale der Menschheit und der Menschlichkeit herbeigeführt werden sollte! So, es mußte nach dem Kriege auch bei uns zu Hause allerlet „anders werden“!

Um 1 Uhr wurden wir abgelöst. Wir krochen in den Unterstand zurück. Die Kameraden schliefen alle in das neue Jahr hinein. Die Silbesternnacht ist im Felde eine Nacht wie alle anderen. Jede Zeitrechnung ist aufgehoben, wenn der Mensch zum Wortmechanismus herabgewürdigt ist. Nur wenn das Menschheitsbewußtsein noch ist, kann die Neujahrsnacht ihren tiefen Zweck erfüllen. Seitens im Menschensein zu sein.

Das Wachsen von Gehäusen. Wie alle Körper, so dehnt sich auch das Eisen bei zunehmender Temperatur um einen bestimmten Prozentsatz seiner Länge oder seines Volumens aus. Es beträgt z. B. die Längenausdehnung einer Eisenstange von 100 Meter Länge bei einer Temperaturerhöhung um 100 Grad etwa 10 Zentimeter. Im allgemeinen schrumpfen die Körper mit dem Rückgang der Temperatur wieder auf ihre ursprüngliche Länge zurück. Anders dagegen Gehäusen, wenn es sehr hohen Temperaturen ausgesetzt wird. Dann nämlich hat besonders das graphitartige Eisen die Tendenz, zu „wachsen“, d. h. das vergrößerte Volumen beizubehalten. Damit ist dann auch oft eine beträchtliche Gewichtszunahme verbunden. Man hat bei einem Graugußstab nach etwa hundert aufeinander folgenden Erhitzungen bis neunhundert Grad eine Volumenzunahme um 36 Proz. und eine Vergrößerung des Gewichtes um 8 Proz. festgestellt. Bei einem anderen Probestab, der Graugußstab ausgelegt wurde, erstellte man ein konstant bleibendes Wachstum von 67 Proz. Selbstverständlich verbindet sich mit solchem Wachstum eine ganz erhebliche Qualitätsverminderung, die im praktischen Betrieb sehr häufig höchst unerwünschte Störungen hervorruft.

M. I. o.

Die Filme der Woche.

„Der Dieb von Bagdad.“

(Im neu eröffneten „Kapitol“.)

Zwischen der Gedächtnisfeier und dem Affenhaus des Zoologischen Gartens ist das neue Berliner Filmhaus „Kapitol“ entstanden, dem kein Geringerer als Poelzig die architektonische Form gegeben hat. Da das Haus nach außen ganz von Läden umgeben ist, verzichtet es auf eine besondere Filmarchitektur und verwendet nur die vorhandenen Flächen zu einer großzügigen Außenlichtreflexion. Den Besucher interessieren nicht die Schwierigkeiten der Plogausnutzung, aber er hat in dem Innenraum mit seinen 1600 Plätzen nicht nur ein wohliges Gefühl, sondern er fühlt sich in dem durch die Anlage einer Rangempore bedingten, auf 22 Meter Höhe geführten Zerstüppel direkt gehoben. Die Farbendekoration des Raumes ist sehr apart und klingt doch harmonisch zusammen; die technischen Einrichtungen sind die modernsten. Das Orchester, das während der Filmvorführung bis zur Unsichtbarkeit verankert wird, kann sich auf den Bühnenraum ausdehnen und so auch für größere Konzertaufführungen dienlich gemacht werden. Die Lichtbildwirkungen sind indirekt und vermitteln schöne Stimmungsreize.

Das neue Theater wurde mit Wagners Vorspiel zu den „Meistersingern“ am Sonntag eröffnet, aber statt eines deutschen Meistersingers erzählt man die amerikanische Film, dem schon von anderen Ländern her der Ruf einer Sensation vorausging. Es ist in der Tat ein Uebermärchenfilm, wie wir ihn in Europa noch nicht gesehen haben. Im Technischen, in der Heroisierung der unheimlichen Bauten, in der Massenfaltung von Zehntausenden, vor allem aber in der raffinierten Durchführung wahrhaft märchenhafter Episoden übertrifft er alles, was wir bisher auf diesem Gebiet gesehen haben. Aber es ist kalter Brunk und zum Teil leere Pracht, was hier aus dem Märchen der „Tausend und eine Nacht“ geworden ist. Es ist eine Uebersteigerung der Schaulustwirkungen des Filmes, die kaum weiter getrieben werden kann, die uns schließlich aber doch innerlich nicht tief ergreift. Die Geschichte von dem Dieb von Bagdad ist bekannt.

Der gereifte Meisterdieb, der vor nichts Respekt hat, wird bei einem Diebstahl im Kalifenpalast von der Schönheit der Kalifentochter so fasziniert, daß er es wagt, an dem Wettbewerb um ihre Hand teilzunehmen. Sie erwählt ihn vor all den Bräutigamen, weil er ihr das Vorbild edler Männlichkeit zu sein scheint. Aber ihre mongolische Zofe verrät seinen mahren Charakter, er wird durchgepeitscht, und vermag nur mit Hilfe der Prinzessin zu entfliehen. Um Zeit zu gewinnen, verpricht sie dem Freier ihre Hand, der nach sechs Monaten ihr den festbarsten Schatz überbringt. Jetzt ist es Zeit für den Dieb, zu beweisen, daß er das höchste Glück verdient, weil er es durch alle Schwierigkeiten hindurch zu erringen weiß. In dem Wettlauf um das kostbarste Zaubergesetz besteht er die abenteuerlichsten Gefahren; er durchwandert das Tal der sengenden Feuer, fürchtet sich nicht vor den Ungeheuern noch vor den verzauberten Bäumen. Da, er taucht tief auf den Meeresboden hinab, fliegt mit dem geflügelten Roh durch die Lüfte auf den Mond und erringt schließlich den Zauberschrein, mit dem er alle Wünsche erfüllen kann. Während die ersten Akte mit allzu breiter Lust an Detail ausgemalt waren und ermüdeten, wird zum Schluß hin Tempo und Spannung immer größer, die Wunder der Kristallkugel, in der man alles sehen kann, des Zauberteppichs, mit dem man durch die Lüfte fährt, und des goldenen Apfels, mit dem man Tote erwecken kann, werden vorgeführt. Aber sie alle übertrifft der Zauberschrein, mit dem der Dieb alle seine Konkurrenten aus dem Felde schlägt, im Handumdrehen Armeen aus dem Boden stampft und in einem ungeheuerlichen Ansturm die Kalifenburg erobert, um dann mit seiner geliebten Prinzessin durch die Lüfte davonzufliehen.

Douglas Fairbanks ist der Dieb, eine große, schlante, überaus beweihe Erscheinung, mit prächtigem Rienenspiel. In allem, was er tut, hat er Rhythmus, aber kaum Seele. Von seinen Mitspielern ist vor allem So-Jin als starrer König der Manganen zu nennen, der kaum aus sich herausgeht, und die mongolische Sklavine der Anna May Wang, die beide durch ihre gehaltene egotische Art sich einprägen.

Man wird nun auch in Deutschland die Wunderthaten bestaunen, die Kaoul Walsh als Regisseur in diesem Film vollbracht hat und zu denen Schmidt-Gentner eine wohlgepaßte Musik geschrieben hat. Aber ob uns die mit viel geringeren Mitteln erzeugten Märchenleistungen Wegeners oder des „Gläsernen Schuhs“ oder auch des „Peter Pan“ nicht mehr jesseln?

Der Bismarck-Film. I. Teil. (Primus-Palast.)

Ein historischer Film, wie er nicht sein soll; eine große Persönlichkeit ist hier für das trauere Heim trisiert worden zur Freude alter Entschlafenen, nationaler Abgeordneter oder ähnlicher Kulturträger. Bismarck stammt direkt aus der „Gartenlaube“ oder aus einem ähnlichen Familienjournal, so bieder, brav, kernig, anständig kann nur ein Reich sein, der mit Courths-Walterschem Del gefalbt ist. Der „tolle Bismarck“ legt mit seinem Pferd über eine Heide, kneipt mit Freunden bis 4 Uhr morgens, aber Frauen sieht er nicht an, selbst der „tolle Bismarck“ benimmt sich immer so, daß höhere Töchter unbeschadet den Film sehen können. Überall wird das Bild Bismarcks von Schlacken gereinigt, bis die Idealfigur erscheint, die aus den Geschichts- und Lesebüchern der Schulen reichlich bekannt ist, jeder dramatische Konflikt wird umgangen. Ein Bismarck entsteht, wie ihn sich ein Leser der „Kreuzzeitung“ vorstellt. Bismarck soll hier etwa zu einem Symbol werden — schon im ersten Bild schmelzt der Knabe — doch er wird zu einer Figur ohne ausgeprägte Physiognomie, zu einem Menschen, der absolut im Bürgerlichen stecken bleibt, der trotz gefalteter Gesichtszüge nichts von seiner Bedeutung ahnen läßt. Hier liegt überhaupt ein Problem des Filmes: wie weit ist es möglich, die Bedeutung eines Menschen filmisch zu gestalten? Der Bismarck-Film hat allerdings auch nicht den leisensten Versuch gemacht, eine befriedigende Lösung zu finden. Vielleicht sollte hier auch Bismarck eben nur als Kleinbürger erscheinen, damit der Film eines großen Erfolges sicher sei.

Der Film spekuliert trotz gegenteiliger Versicherung auf die nationalistischen Instinkte des braven Kleinbürgers. Gleich der Anfang ist dafür charakteristisch. Der Befreiungskrieg muß unter allen Umständen hinein. Turnvater Jahn, Körner und Bülow sind eben Leute, die unbedingt wirken, besonders wenn sie in einer alten Dorfkirche in Opernstellung beten, die Schmetter aus der Scheide reißen und sich auf andere Weise pathetisch beschäftigen. Auch plündernde Franzosen, die außerdem noch deutsche Frauen vergewaltigen wollen, verfehlen nie den Erfolg. Diese Vorgänge stehen mit der eigentlichen Handlung in keinem Zusammenhang, ein alter Schmied erzählt sie dem kleinen Bismarck, aber sie schollen die nötige Stimmung. Und so geht es weiter. Die Tendenz schimmert immer stärker hindurch. Das Königtum, das noch von Hohenzollernschen Gnaden, ist doch das Beste. Die Revolution von 1848 wird als Bagatelie behandelt. Die Bürger sind komische Figuren, die nur Weißbier trinken oder sich im Parlament wie dumme Jungen betragen. Sie bilden die Frosche, von der sich der hohenzollerntreue Bismarck hell abhebt. Keine Szene ist vorhanden, die einen Ausblick schafft, nur die Adligen, die Militärs und die hohenzollernähnlichen im Scheinwerferlicht edler Gesinnung. Das Manuskript beschränkt sich darauf, eine Reihe von Bildern gemissermaßen zu einer Bismarck-Revue aneinanderzureihen, ohne Geisterung und Spannung, der Film erfüllt deshalb in einzelne Bilder, zwischen denen

kein ursächlicher Zusammenhang besteht. Nur das Bekannteste aus Bismarcks Leben ist genommen worden. Der Film wird zu einer Anekdotenammlung, nichts erklärt hier den werdenden Staatsmann, den Kavaller, dieser Bismarck hätte auch Landpfarrer oder Professor werden können. Der Regisseur Ernst Wendt stellt hübsche Szenenbilder, etwa eine Berliner Neujahrsnacht aus den 30er Jahren, impressionistisch, postellhaft gegeben, einen Hofball mit bildhaft wirkenden Gruppen, überhaupt Interieurs von unaudringlichem Stimmungsgehalt, aber die Schauspieler bleiben in ihrer historischen Maske stecken, ohne zu der Gestaltung einer Persönlichkeit zu gelangen. Die Maske ist die Hauptsache, nicht die schauspielerische Leistung. Dem Feiler und Maskenmacher gebührt alles Verdienst. Man beschränkt sich auf dekorative Haltung, auf korrekte Bewegungen. Das genügt. Nur Rathilde Siffin in der kleinen Rolle der Königin Elisabeth ist unter Masken die einzig fühlende Brust. Dieser erste Teil zeigt deutlich die ganze Anlage des Filmes: Bilderbogen, verfilmte Siegesallee. Charakteristisch bleibt es, daß die Entfaltung nicht mehr gestillt ist, daß der Film mit der Krönung in Verfall endet. Die dazu komponierte Musik ist eine angenehme Mischung von Gounod und Wagner.

„Hanseaten.“ (Piccadilly.)

Dieser Film ist nach einem Roman von Rudolf Herzog gearbeitet. Wie bei allen verfilmten Romanen fehlen auch hier für die Personen die seelischen Begründungen, man muß die Figuren eben als Fertigschablonen übernehmen. Das Schicksal dreier Familien rollt sich vor unseren Augen ab. Da ist der Wertbesitzer, Ernst, jäh, verheiratet mit einer leichtfertigen Frau aus Rio. Wie kommt er zu einer solchen Frau? Man muß es sich selbst zusammenreimen, er wird eine Geschäftsverbindung geheiratet haben. Der Sohn dieser Ehe steht zwischen Mann und Frau, entscheidet sich aber für den Vater, als er in Rio sieht, daß seine Mutter es mit der ehehellen Treue nicht genau nimmt. Er selbst wird Margu von Heil heiraten, die Tochter einer alten Handelsfamilie, die freilich ihren geschäftlichen Höhepunkt schon überschritten hat. Der geschiedene Wertbesitzer aber wird in Frau Bramberg, deren leichtfertiger Mann rechtzeitig am Herzschlag starb, eine neue Lebensgefährtin finden. Diese Handlung wirkt an manchen Stellen tiefgreifend, zum Teil ist sie aber vollendeter Filmknausseffekt. Eins ist sicher: ein solches Geschehen kann in jeder Kaufmannsfamilie sich ereignen. Dabei wäre mit Leichtigkeit eine Handlung zu finden gewesen, die aus dem typischen Hanseatenentum herauswächst. Von dem steinernen, biederem, trockenen und mutvollen Hanseatengeschlecht ist überhaupt nichts übermittelt. Gespielt wurde sehr gut. Da sind vor allen Dingen Fritz Alberti und Ed. Rothauer als glänzende Vertreter der alten und Berner Pittschau und Andreas Bull als ebenso vortreffliche Vertreter der jungen Generation zu nennen. Renate Brausewetter ist so echt, so glaubhaft als Hamburger Kädel, man könnte sich keine bessere Berggängerin denken. Die berühmte russische Tänzerin Karfama spielt das Luxusweibchen aus Rio. Diese Leistung ermöglicht natürlich noch kein abschließendes Urteil; ob es von Vorteil ist, wenn die Künstlerin engere Verbindungen mit dem Film sucht. Hermine Starler ist eine starkwillige Frau mit schönen Augen. An der Kiste trifft man so tolle Patriarchen. Dennoch, ein bißchen Gefühl ist ganz nett, namentlich im Film. Karl Bah lieferte eine lobenswerte Photographie. Gerhard Lamprecht, der Regisseur, spannte die Handlung in den richtigen Rahmen. Er fühlt sich seelenvoll in alle Werten ein. Er arbeitet bedacht, er arbeitet kunstgewerblich. Diese alten, gut erhaltenen Möbel stehen irgendwo

in Handelshäusern, diese Schiffsmodelle sind der wohlhabende Stolz einer Firma. Und dann der Hamburger Hafen! Da leben wir die Hafenstadt, von der aus die Wege in alle Welt gehen. In der die Sinne beinahe verwirrenden Ernstigkeit klingt der Rhythmus des hohen Liedes der Arbeit. Neuerlich wirkungsvoll ist ein Schiffsstapelmarkt. Warum eine Hauerei in der Niedernstraße gedreht wurde, ist mehr als rätselhaft. Der Film spielt in bescheidenen Kreisen. Deshalb aber wird auf das arbeitende Volk, das bei diesem Film nur als Staffage in Frage kommt, durch ganz überflüssige Sonderjemen ein solch fatales Licht gemorren.

„Die Zirkusprinzessin.“ (Apollo-Theater.)

Das Apollo-Theater, das schon so mancherlei Zwecken gedient hat, ist jetzt zum Filmtheater geworden, aber der erste Film erinnert zugleich wieder an die Varietéeergangenheit des Theaters und in den Zwischenakten wurde auch eine reine Varietémutter (der übrigens ganz hervorragende Gladiatorenkampf der drei Appalona) geboten. Und dann kam die Zirkusprinzessin. Zunächst in natura, denn Cilly Feindt, die 16jährige Schulpferd, die die Hauptrolle in dem Film spielt, wollte einem hohen Publikum zeigen, daß sie auch in Wirklichkeit alle Feinheiten der hohen Schule beherrscht und so sahen wir sie denn ihr Schulpferd in allen Gangarten vorführen. (Bösartige Leute behaupten allerdings, die Pferdebesitzer wäre dabei die Hauptsache.) Der Film selbst ist offenbar zu Ehren der feigen Mariti veranlaßt worden. Ludwig Hamberger wandelt jedenfalls ganz in ihren Spuren. Die uneheliche Grafentochter, die von der Pflegemutter ins Waisenhaus verschoben, dort von einem Zirkusdirektor entdeckt wird und nun alle Leiden und Freuden einer Zirkusprinzessin durchmachen muß, bis sie ihre inzwischen glücklich mit einem Grafen verheiratete Mutter ganz zufällig an einem Medaillon wiederentdeckt und in ihre Herrlichkeit zu sich nimmt — ist eine echte Mariti-Figur. Hätte der Regisseur nichts getan als uns diese sentimentale Geschichte zu verbildlichen, so wäre weiter nicht viel davon zu reden. Aber Adolf Gärtner hat bei allen Mängeln seiner schleppenden, langatmigen, umständlich erzählenden Regieführung doch interessante Bilder aus dem Milieu eines Wanderzirkus selbstzubalten verstanden. Er bietet uns, außer dem Direktorpaar (Garrison und Josephine Dora), einen prächtigen alten Clown, der dem jungen Mädchen väterlich zugeht und durch Rudolf Klein-Kohden rührend verkörpert wird. Vor allem aber lenkt die jugendliche Cilly Feindt durch ihre Natürlichkeit und Frische die Blicke auf sich, ganz abgesehen von ihren equilibristischen Leistungen, die mit etwas übertriebener Betonung in den Vordergrund gerückt werden. Das Beste daran ist, daß der Regisseur aus ihr nichts zu „machen“ verstanden hat. Sie ist vorzüglich wesentlich also noch eine Naturdarstellerin. Möge der übertriebene Kultus, der mit ihr als der Tochter des Filmproduzenten Feindt getrieben wird, ihrer weiteren Entwicklung nicht schaden. — Worin ging eine amerikanische Grotteske, die Lloyd Mill als Hans Lupatich und Unglückswurm im Salon zeigte.

„Das Mädchen mit der Protektion.“ (U. Kurfürstendamm.)

Es handelt sich hier um einen Verleger, der offenbar noch schnell im alten Jahre unter Dach und Fach gebracht werden sollte. Willy Haas' Manuskriptidee ist an und für sich gar nicht so schlecht. Er läßt ein Mädel vom Bande in die Stadt ziehen, dort ungewollt eine Protektion bekommen und eine fabelhafte Karriere machen. Dem Bräutigam, der auch noch der Stadt kommt, ergeht es ebenso. Beide entfliehen der Stadt, werden jedoch vom Bande zurückgeholt, sie können eben ihrer Protektion und ihrer Karriere nicht entgehen. Die Ausführung dieses Geschehens läßt nicht ahnen, daß wir eine beträchtliche Anzahl von Lustspielen als gute Vorbilder haben. Dabei ist Max Mack Regisseur, der doch selbst schon durch Erfahrungen gewichtig ist, und dem man bislang wohl zutrauen konnte, daß er ein beachtliches Ziel erreichen würde. Er hat diesmal keinerlei Einfälle und überhaupt kein Tempo. Der Zuschauer wird nahezu verrottet, denn er möchte schließlich von sich aus die Sache vorwärts treiben. Und wie ist Offi Dawaiba, diese übermüdete, fette Ränge verwandt worden? Max Mack löst durch seine unangebrachten Grobhandlungen die Zuschauer nur die filmunmöglichen Blaudaugen der lieben Offi entdecken. Hin und wieder irrlichtern mal ein paar nette Eisenbahnzugszene, sonst bleibt alles farblos, auch der freundliche Willy Frisch. Der Text ist ganz unendlich, was man in Bildern gesehen hat, verdeutlicht er noch einmal in Worten. Man sollte nur ein paar Titel stehen lassen, ihn sonst aber restlos kassieren.

„Der Mann im Sattel.“ (Lauenhagenpalast.)

Der Mann im Sattel, die Frau auf der Bühne, kann das eine gute Ehe geben? Man möchte ja sagen, der Filmchuh deutet darauf hin. Na, hoffen wir das Beste, zumal es dem Paar so schwer wird, zusammen zu kommen. Wird man doch zweimal Zeuge einer gestörten Hochzeitsnacht. Der berühmte Voden, der erst Hütchen und dann Stallburche war, steht von Kindesbeinen an eine Gräfin. Das bringt ihn in die Verlegenheit, weil er sich erstens um einen Film und zweitens um ein Romanmanuskript handelt. Aber der Mann im Sattel macht keinen Litz. alle Ehre, denn man sieht ihn sehr oft im Sattel. Die reichlichsten Rennbahnen mit ihrem stets gleichbleibendem Drum und Dran, die Morgenröte, Start und Endkampf, alles hat der Regisseur Manfred Noa so fabelhaft schön zu verwerten verstanden. Er gibt allen denen einen Trumpf, die behaupten: „Ach, sachliche Richtigkeit ist nicht nötig, wenn nur die Linie gewahrt bleibt.“ Noa macht keine Verstöße und schafft dennoch oder vielleicht gerade darum einen Filmreifer. Daub und Tober unterstützen ihn durch eine gute Photographie. Paul Graef schuf in Barba eine köstliche Figur, der schiedt und managet und wird zwischendurch auch noch selbst geschoben. Ernst Weber hat ein interessantes Gesicht und sehr schöne Augen. Er gefiel dem Publikum ausnehmend gut.

„Die Tochter aus gutem Hause.“ (Ufa-Theater, Nollendorfplatz.)

Dieses amerikanische Filmspiel nennt sich heiter und ist eine Tirade auf die gutgezogene Tochter mit goldenem Herzen. Ein verschwenderrischer und charakterloser Papa nötigt aber das gute Mädchen, mit ihrer Hände Arbeit die Familie zu unterstützen. Natürlich mit Hilfe der Schreibmaschine. Bei dieser Gelegenheit wird der ehrenfeste junge Mann kennengelernt, der das Mädchen später heiratet: wird. Das Mädchen erregt sie nach einiger Ummgengeme, wie das so üblich ist; das Mädchen nämlich verliert seine Stellung und der Verschwenderrpapa verjubelt eine Jahresrente seiner Frau an einem Tage. Alles das ist nur dazu angetan, die beiden Liebenden, noch fester aneinander zu fesseln und sie endlich zur Verbindung unter den Neujahrsplöden zu führen. Ueber diese ganze fassig sentimentale Angelegenheit, die übrigens regie- und phototechnisch sehr sauber gearbeitet ist (Regie: George Fitzmaurice), ist kaum ein Wort zu verlieren, wenn die Person des vermögenden verschwendenden Papis nicht wäre. Das ist ein Typ des alternden Geniechers, der mit seltener Charakterschärfe auf die Leinwand gezeichnet ist. Die Figur ist ein Produkt so ausgezeichneter Beobachtung, daß allein um ihrerwillen der Film seine künstlerische Berechtigung hat.

Der neue Lichtspielpalast
ERÖFFNUNG
am 1. Weihnachtstfeiertag
Cilly Feindt
persönlich
m. ihrem Schulpferd „Nestor“
und im Film:
Die Zirkusprinzessin
und das
Varieté-Programm
An allen drei Feiertagen
täglich drei Vorstellungen
4 1/2, 7 und 9 Uhr
Kleine Preise von 1 bis 3 Mark
Vorverkauf ab 11 Uhr täglich

SARRASANI

am rechtzeitigen Eintreffen verhindert! - Es treten für ihn ein
Zirkus Blumenfeld * **Zirkus Cosmi**
 um die angekündigte Riesen-Gala-Vorstellung doch noch durchzuführen

Am 25. Dezember, abends 8¹⁵ Uhr
Eröffnungs-Vorstellung

Am 26. und 27. Dezember **Zwei Vorstellungen**
 nachmittags 4 Uhr und 8¹⁵ abends

Eintrittspreise von M. 0,75 bis M. 5,-

Zirkus der Zehntausend
 in der Neuen Autohalle am Kaiserdamm.

Waldhalla-Theater
 An allen drei Feiertagen abends 8 U.
Die Kobolks
 Nachm. 4 Uhr:
 Gastsp. der 23 Künstler
 Schneewittchen
 u. die sieben Zwerge
 von schiefen Zwergen
 dargestellt

U. Theater L. G.
Lützowstr. 112
 An allen drei Weihnachts-
 nachmittagen:
Verlorene Mädchen
 Berliner Volkstheater
 mit Gesang u. Tanz
 Nachm. 4 Uhr:
 Knecht Ruprecht

Ausscheiden!
Theater in der
Blosserstraße 43
 8 Uhr:
Schwabende Jungfrau
 Singspiel Arnold-Bach
 Vorzeiger Halbe
 Preise von 50 Pf.
 Ausschneiden!

Saalbau Friedrichshain
2. Weihnachtsfeiertag
 ab 4 Uhr:
Heltene Künstlerspiele
 bekannter Bühnenkünstler
 sowie
Nazi Volkemann
 d. berühmte Stimmungsmach.
Münchener Netz - Tanz
 Eintritt einsch. Steuer und
 Tanz 1 M.
Größte Silvesterfeier Berlins

BLÜTHNER-SAAL
 8 Uhr:
3 Weihnachts-
konzerte
 des Berl. Sinf.-Orchest.
 Dir.: Oskar Fried
 Solist: Margareta Wit.
 Lambinou, Zeelander,
 Berndt
 Karten v. M. 1,- an

Zoologisch.
Garten
 Alle Tische werden
 gleich bei der Darstellung
 übergeben. In den
 3 Weihnachtsfeiertagen ab
 1 Uhr statt im Kessel
Gr. Konzert!
Aquarium
 geöffnet v. 9-8 Uhr
 im 1. Stockwerk, Theaterhof

Philharmonie
 1. u. 2. Feiertag, 7¹⁵ Uhr:
Konzert
 d. Philharm. Orchesters
 Dirig. Prof. Julius Petrow
 Sonntag, 27. Dez., 7¹⁵ Uhr
Wiener Abend
 d. Philharm. Orchesters
 Dirig. Prof. Julius Petrow

Konservatorium des Westens
 Dir. Wilhelm Fork
 Großmarstr. 27, 1 (Bf. Savignypl.)
 Sprechst. 10-5 - Bismarck 1256
 Die neuen Kurse
 für klassisches und modernes
Ballett, sowie Plastik,
 Rhythmik und Bewegungsschulung
 unter der persönlichen künstler.
 Oberleitung des Ballettmeisters
Georges Blaviale
 beginnen am Sonntagabend, den
 2. Jan. 1926. - Aufnahme jederzeit,
 Kursushonorar M. 12, 18 u. 35

Herrnfeld
 im **Indien Theat.**
 Alle drei Feiertage:
Familie Schmock
 Draufführung
 Mitten-Komödie
 in 3 Akten von Felix Herrfeld
Castro-Theater
 Täglich 8 Uhr:
 Die tolle Posse
 Der
Meisterboxer
 Der Spiel des Humors
 u. das neue Progr.

Restaurant
Gewerkschaftshaus
 Fernspr.: Engelufer 24-25 Fernspr.:
 Mpt. 11 507 Mpt. 11 507
 Oekonomie: „Gabege“ G. m. b. H.
 An den 3 Weihnachts-Feiertagen
 Tafelkonzert von 12-4 Uhr
 Festgedecke à 1.50 u. 3.- Mk.
 Reichhaltige Tageskarte
Am 3. Weihnachts-Feiertag
 vormittags 10¹⁵ Uhr:
Sänger - Morgensprache
 des „Ebert - Mannz - Quartett“
 Zur Silvesterfeier
 erbitte rechtzeitig Tischbestellungen

Rheingold
 Bellevuestr. 19-20
 Potsdamer Str. 9
 31. Dezember 1925
 Eine
Silvesternacht
 in **Kairo**
 der
Heltene Ball
 d. Fünftausend
 im Kaisersaal
 sowie in sämtl.
 oberen Räumen
 9 Musikkapellen
 Fernhafte Beleuchtung
 Nebentranchées und
 Belustigung aller Art
 Eintrittskarten
 im Ballbüroau
 Rheingold
 Nollendorfstr. 18-20-22
 -Einta 67 Uhr-



DIE BUNTE STADT
 in der alten Autohalle am Kaiserdamm
 der große Vergnügungspark
TÄGLICH GEÖFFNET

Berliner Konzerthaus
 (Clou) Neuenstraße 82
 1. Weihnachtsfeiertag: **Gr. Doppelkonzert**
 2. u. 3. Weihnachtsfeiertag: **Gr. Doppelkonzert - Gesellschaftsabend - Tanz**
 Kapelle: 3. Bat. Inf.-Reg. 9 Berliner Konzerthaus-
 Obermusikmeister Berdies * * * Orchester Altmann
Große Silvester-Feier

Vorwärts
 Die Fahrt ins Neuhof
 gesch. Festspiel 10
 Berlin-Steglitz.

Glück-Sänger
 Kottbuser Str. 6 - Tel. Mpt. 10077
 Tägl. 8 Uhr, auch Sonntag nachm.
 3 Uhr (so selbstes Preisen):
Weihnachts-Spielplan!
 An allen 3 Feiertagen Nachmittags-Vor-
 stellung zu halben Preisen mit vollem
 Abend-Programm.

Singakademie, Sonntag, 2. u. Sonntag, 3. Januar, 8 Uhr
 Zwei populäre lustige Abende
Marcell SALZER
 Das neue Progr. Letzt. Anfr. in dies. Wint. Kart. 3. 2. 1 M. inkl.
 Steuer, Bote & Bock, Wertheim u. durch Teleph. Lichterl. 1896.
 Vom Lächeln der Welten bis zum Lachbraten der Be-
 wußtlosen reicht die Medizin dieses Operndoktors Marcell
 Salzer! Stunden mit Salzer sind Lebensluster, Villanden.
 Man jubelt und lacht und wehnt für Lachen.
Krause-
Pianos
 zur
Miete
 Ausbacher Str. 1
 1000000000

TELEFUNKEN
 RUNDfunk APPARATE UND RÖHREN VERBÜRGEN HÖCHSTLEISTUNG
 Achten Sie auf den Telefunken-Stern!